

Knast, Puff und Rebellen

Abenteuer in der Sahara

Burkhard Koch

Zu diesem Buch:

Burkhard Koch erzählt fünf spannende Geschichten, die er mit seinem Freund in der Sahara erlebt hat. Die erste Reise starteten die beiden Freunde 1996 mit einem Geländewagen nach Marokko. Das daraus eine Abenteuerreise werden würde, die im algerischen Gefängnis endete, war so nicht abzusehen.

Die Ténéré-Wüste im Niger war das Ziel der zweiten gemeinsamen Reise im Jahr 2001 und lockte die zwei Männer in weitere Abenteuer. Sie fuhren durch Zufall in ein Rebellenlager und wurden anschließend verfolgt.

Warum erscheint das Buch erst jetzt?

Zunächst meinte der Autor, die Berichte könnten zur Nachahmung animieren und eine Veröffentlichung sei nicht zu verantworten.

Inzwischen ist er zu der Erkenntnis gekommen, dass jeder für sich selbst verantwortlich ist.

Aber vor einem „Nachfahren“ sei dennoch ausdrücklich gewarnt!

Knast, Puff und Rebellen

Abenteuer in der Sahara

Burkhard Koch

Copyright © August 2007 Burkhard Koch
Herstellung: Schaltungsdienst Lange, Berlin
Lektorat: Nicole Cornelia Koch
Umschlaggestaltung: Sabine Koch
Umschlagfoto: Heike Alig

ISBN 978-3-00-022483-6

Inhalt:

Warnung	5
Verboten	7
Verloren	57
Verhangen	75
Verfolgt	94
Verreckt	124

Warnung!

Im Wörterbuch liest man unter Abenteuer:

„Eine waghalsige Unternehmung aus Gründen des Forschungsdrangs oder des Übermuts, mit lebensbedrohlichen Aspekten, unberechenbaren Gefahren und manchmal fatalem Ausgang.“

Sie haben also ein Abenteuerbuch gekauft, wahrscheinlich aus Übermut.

Sie glauben, Sie könnten sich in Ruhe in ihrem Sessel zurücklehnen und an einem Abenteuer im Nachhinein teilnehmen. Dabei nehmen Sie jetzt in diesem Moment an einem Abenteuer teil. Es ist der Erstversuch, das Abenteuer Buch zu bestehen.

Aber bevor Sie ins Abenteuer starten, will ich Ihnen die Risiken aufzeigen.

Bei diesem Unternehmen besteht die Gefahr, die Orientierung zu verlieren, Sie werden Menschen kennen lernen und nicht wissen, sind dies Freunde oder Feinde. Mit Sicherheit werden Sie Überraschungen erleben. Vielleicht gibt es lange Durststrecken durch eintönige, lebensfeindliche Landschaft.

Möglicherweise werden Sie beraubt, den Kaufpreis des Buches sollten Sie im schlimmsten Fall als Totalverlust verkraften können. Oder Ihnen wird die Zeit gestohlen.

Es kann passieren, dass Sie gefesselt und gefangen genommen werden. Der Moment der Gefangennahme ist sehr aufregend, Sie sollten dem gesundheitlich und mental gewachsen sein.

Nur wer wirklich bereit ist, noch mehr als die oben genannten Risiken in Kauf zu nehmen, sollte dieses Buch lesen. Leute mit schwachen Nerven, die nichts riskieren und immer auf der sicheren Seite bleiben wollen, sollten dieses Buch wieder ins Regal stellen.

Alle anderen starten gleich ins Abenteuer.

Am Ende werden Sie entweder sagen:

„So ein Abenteuer mach ich nicht noch einmal mit, das ist nichts für mich.“

Das tut mir leid, aber ich habe Sie gewarnt.

Oder Sie sagen:

„Gut, es gab einige Dinge, die man hätte besser machen können. Es gab Strapazen, die nicht hätten sein müssen, aber ich habe keinen Pauschalurlaub und keine Kreuzfahrt gebucht. Beim nächsten Abenteuer bin ich wieder dabei.“

In diesem Fall freue ich mich, Sie auf meiner Internetseite www.pistenkuh.de zu weiteren Abenteuern begrüßen zu dürfen.

Verboten

Jeder von uns hat zwei frisch gewaschene Wolldecken bekommen, dafür mussten wir Gürtel und Schnürsenkel abgeben. Ein fairer Tausch, denn die Wolldecken nützen uns jetzt mehr.

Klick und noch mal klick. Die Stahltür hinter uns wird vom Gefängniswärter zweimal verschlossen. Wir sind verhaftet.

Wir sitzen im Keller der Polizeistation von Béchar in Arrest. Die Zelle ist geräumig, bestimmt fünf mal fünf Meter. An drei der Wände ist ein bestenfalls 60 cm breiter Sims gemauert. In der vierten Wand ist eine stabile Eisentür mit einer kleinen verschließbaren Öffnung, zu der hoffentlich Nahrungsmittel reingereicht werden. Dahinter befindet sich ein Gang zu weiteren Zellen, die wohl alle so aussehen wie unsere.

In einer Ecke ist ohne jede Abtrennung die Toilette, eine typisch südländische, mit einem Loch im Boden und zwei Fußabdrücken, die Benutzung erklärt sich von selbst. In Kniehöhe befindet sich ein Wasserhahn. Wasser und die linke Hand ersetzen das Klopapier, das es hier natürlich nicht gibt. Sonst ist die Zelle leer. Kein einziges Möbelstück, nicht mal ein Tisch oder ein Hocker. Die Wände sind verputzt und mit blauer Ölfarbe gestrichen, welche an einigen Stellen schon wieder abblättert. Der Boden ist grauer Zement.

An der Wand gegenüber der Zellentür fehlt in der oberen Ziegelsteinreihe jeder zweite Stein, so dringt Sonnenlicht in die Zelle und wir können ein Stück des blauen Himmels sehen. Mehr aber auch nicht. Aber wenigstens wissen wir, ob es Tag oder Nacht und ob der Himmel blau oder grau ist. Wir wollen nicht klagen, immerhin

haben wir die Zelle für uns allein, ein Zeichen der bevorzugten Behandlung. Die Nachbarzellen sind mit mehr als einem Duzend Personen, hauptsächlich illegal eingewanderte Afrikaner, belegt.

Ich nehme eine der Decken und lege mich auf den Sims. Frank macht das Gleiche.

„Wir sind ganz schön am Arsch, doof gelaufen!“, denke ich laut, während ich an die Zellendecke starre.

„Jo, wie im schlechten Film.“

„Wie in einem Western, aber da endet es mit Ausbruch oder Strick.“

„Die Filme, die mit Ausbruch enden, mag ich mehr.“

„Gut, da sind wir uns ja einig. Nur, wie brechen wir hier aus? Wie haben die das in den Western immer gemacht?“

Aber wie sind wir überhaupt dort rein gekommen?

Frank lernte ich vor ein paar Jahren in der Stadt kennen, als ich seinen Toyota-Landcruiser auf einem Supermarktparkplatz unter die Lupe nahm.

Das Fahrzeug war echt Sahara-tauglich. Es entwickelte sich eine Freundschaft und an einem Novemberabend wurde bei Kaminfeuer und Rotwein aus einer Schnaps-idee der Plan, mal nachzusehen, ob die Grenze zwischen Marokko und Algerien wirklich geschlossen sei, so wie es in allen Internetforen und Reiseführern behauptet wurde. Tatsache ist, dass die Grenze Anfang der neunziger Jahre geschlossen worden ist.

„Das wäre lustig, die Grenze wäre wieder offen und keiner führe hin, weil jeder liest, die Grenze sei zu!“, belachte sich Frank.

„Ruf doch morgen früh mal bei der Botschaft der Marokkaner an“, scherzte ich.

Am nächsten Morgen gegen elf ging das Telefon.

„Hi Burkhard, hier ist Frank. Ich habe gerade mit der marokkanische Botschaft telefoniert. Die sagen, die Grenze sei offen, wir könnten ausreisen, aber die Algerier hätten ihre Grenze geschlossen, wir könnten dort nicht einreisen.“

„Das werden wir ja sehen.“

Also besorgten wir uns ein algerisches Touristenvisum und nur drei Monate später warfen wir Schlafsäcke, Müsli, Bunsenbrenner und Wasserkanister in den Toyo und fuhren los. Vier Wochen Zeit hatten uns unsere Ehefrauen gegeben.

Unser Ziel lautete: „Eine Nacht auf dem Assekrem im Hoggar-Massiv bei Tamanrasset!“

Jetzt liegen knapp 3.000 km Asphaltstraße durch Europa hinter uns. Darunter waren verstopfte deutsche Autobahnen, überflutete Straßen in Frankreich und Schneegestöber in den Pyrenäen. Erst in Spanien konnten wir die Heizung abstellen.

Mit der Fähre setzten wir von Spanien auf den afrikanischen Kontinent über. Noch einmal Volltanken in Ceuta und dann zur spanisch-marokkanischen Grenze. War das ein Chaos, Menschenmassen bepackt mit Tüten, Säcken, Kisten und lebenden Hühnern, dazwischen Bettler, Schlepper, Polizisten, Grenzbeamte – und wir mitten drin!

Nach vier Reisetagen war es soweit, wir standen morgens früh um zehn an der Grenzstation zu Algerien in der kleinen Oasenstadt Figui. Das Zollgebäude kannte ich noch von meiner ersten Algerienreise vor vier Jahren, nichts hatte sich verändert. Der uniformierte Zöllner war

nett und freundlich. Frank spricht besser französisch und so übernahm er die Konversation.

„Wir möchten nach Algerien reisen und hier die Ausreise aus Marokko erledigen.“

„Die Ausreise ist kein Problem, ich kann euch gerne die Pässe abstempeln, aber die Algerier werden euch nicht einreisen lassen.“

„Wir können es ja mal probieren“, entgegnete Frank.

„Die Grenze ist zu. Die Algerier sind alle weg gelaufen, da ist gar keiner mehr und die Straße ist unpassierbar.“

„Wir wollen es uns aber mal ansehen.“ Wir blieben hartnäckig.

„Ihr kommt sowieso zurück und dann müsstet wir die ganze Einreiseprozedur noch mal machen. Ich lasse euch ausnahmsweise einfach mal so zur Grenze fahren und ihr könnt es euch selbst ansehen. Spätestens dann kommt ihr eh zurück.“

„Okay, einverstanden. Bis gleich“, freuten wir uns und verließen den Grenzposten.

Wir fuhren durch einen schönen Palmenhain. Nach ca. drei Kilometern passierten wir den offenen marokkanischen Schlagbaum. Das Zelt, im Schatten einer Palme, in dem vor vier Jahren noch ein dicker korrupter Zöllner auf seinem Feldbett gelegen hatte, war verwaist.

Im Schritttempo fuhren wir weiter.

Die algerische Flagge kam in Sicht. Die alten Bürocontainer und Blechbaracken sind durch neue Steingebäude ersetzt worden, aber wir gelangten nicht dorthin. Ein tiefer, mit einem Bulldozer gezogener Graben versperrte sogar unserem Geländewagen den Weg.

Keine Chance!

Ein Blick durchs Fernglas zeigte, dass die Gebäude menschenleer waren, noch nicht mal ein einzelner, zurück-

gelassener Wachmann war zu sehen. Wir wendeten und enttäuscht fuhren wir zurück zum Zoll in Figuig.

„Na, habe ich euch doch gesagt“, empfing uns der Zöllner.

„Ja, Sie hatten recht. Schade. Aber jetzt machen wir uns noch ein paar schöne Wochen in Marokko, tschüß“, stimmten wir ihm, etwas kleinlauter als eben, zu.

„Willkommen in Marokko, tschüß“, lachte er fröhlich.

Wir fuhren über die einspurige Teerstraße zurück in Richtung Westen. „Da hat sich unsere Mission ja schnell erledigt, was machen wir jetzt?“, fragte ich Frank.

„Wie spät ist es?“

„12 Uhr.“

„Wir könnten zum Erg Chebbi fahren und da irgendwo in den Sanddünen übernachten und neu planen.“

„Wir könnten auch zu meinem Freund Hassan in Merzouga fahren und dort auf dem Dach schlafen, der freut sich bestimmt, uns zu sehen.“

„Tee trinken können wir ja auf jeden Fall bei deinem Freund und ob wir auf dem Dach oder im Sand schlafen, entscheiden wir später.“

„Zeig mal die Karte.“

„Hier! Was denkst du? Hast du schon eine neue Idee?“

„Die Straße führt gleich 50 km Richtung Nordwest in die Oase Bouarfa und dann 50 km Südwest. Hier auf der Karte gibt's eine Piste, 50 km strack nach West, sie ist zwar als verbotene Militärpiste auf der Karte eingezeichnet, aber wir würden 50 km abkürzen, was meinst du?“

„Piste ist Piste, wahrscheinlich weiß hier kein Mensch, dass die verboten ist. Wen interessieren hier schon fran-

zösische Landkarten? Von mir aus fahren wir strack West.“

„Mist, unser Sprit reicht nicht aus, wir müssen doch hoch nach Bouarfa um zu tanken.“

Kurze Zeit später erreichten wir die Stelle, wo die „verbotene“ Piste von der Teerstraße abzweigt.

„Guck dir das an, die haben da wirklich einen Militärposten und eine Wache stehen“, bemerkte Frank erstaunt.

„Halt doch mal an und frag nach seiner Nationalität, den haben die Franzosen hier bestimmt vor 50 Jahren vergesen“, witzelte ich.

Frank lachte und stoppte den Wagen. „Ich frage mal, ob wir die Piste fahren dürften, wenn wir Sprit hätten. Nur mal so aus Interesse.“

Es dauert noch keine Minute und Frank war zurück.

„Und? Was hat er gesagt?“

„Ihm sei das egal, hier führe sowieso jeder wie er wolle.“

40 Minuten später waren wir in Bouarfa. Der Landcruiser wurde randvoll getankt und anschließend kauften wir ein paar Lebensmittel auf dem Markt. Wir gingen zum Barbier. Ich ließ mich rasieren und stank anschließend fürchterlich nach Rasierwasser. Frank ließ sich die Haare schneiden und kam mit dem marokkanischen Einheitschnitt aus dem Laden.

Im gegenüberliegenden Straßencafé bestellten wir zwei Milchkaffee. „Ich hol mal die Karte aus dem Auto“, sagte Frank, „kannst für mich noch einen frisch gepressten Orangensaft bestellen.“ „Okay.“

Frank kam mit der Karte zurück und faltete sie auf dem Tisch auseinander.

„Die algerische Grenze ist gar nicht weit weg“, begann er.

„Wir könnten einfach genau nach Süden fahren und uns die Grenze mal ansehen, mal gucken, ob die wirklich so bewacht ist, wie der Friseur erzählt hat.“

Ich war neugierig: „Was hat der Friseur denn gesagt?“

„Er sagte, die Grenze sei gefährlich und stark bewacht von beiden Seiten. Selbst Nomaden und Hirten trauten sich nicht in ihre Nähe.“

„Zeig mal die Karte – was soll da gefährlich sein? Wir können doch mit dem Fernglas voraus gucken und jederzeit umdrehen.“

„Wir fahren einfach nach Süden, querfeldein, und müssten dann eigentlich auf die verbotene Militäripiste stoßen.“

„Ja, aber für die hat der Soldat uns ja das Okay gegeben. Solang wir nördlich dieser Piste sind, wird uns nicht viel passieren. Wenn wir merken, dass uns ein Militärjeep verfolgt, machen wir auf ‚doof‘ und sagen, wir hätten uns verirrt“, schlug ich vor.

„Oder wir spielen die naiven Touristen, steigen aus und fotografieren jeden Stein“, schmunzelte Frank.

„Ja, nördlich der Piste kriegen wir das geregelt, falls sie uns aufgreifen sollten. Wenn wir die Piste gekreuzt haben, sind es vielleicht noch zwei, drei Kilometer bis zur Grenze, dann ein Blick, ein Foto und zurück.“

„Oder durch nach Algerien, vielleicht ist da ja niemand und wir stoßen auf die Teerstraße, die von Tindouf nach Béchar führt. In Béchar können wir zum Flughafen gehen, da ist auf jeden Fall der Zoll und wir regeln die offizielle Einreise, die Devisendeklaration und den ganzen Scheiß, Visum haben wir ja.“

„Sind halt mit dem Toyo geflogen! Hört sich gut an, komm, lass uns den Kaffee zahlen und fahren.“

„Okay, das probieren wir aus.“

Wir rieben uns die Hände vor Spannung und Vorfreude. So schnell lassen sich solche Missionen scheinbar doch nicht erledigen.

Zehn Minuten später bogen wir links von der Teerstraße ab und die Kompassnadel zeigte konstant auf das große S. Ich beobachtete konzentriert den Horizont ringsum uns herum. Kein Militärfahrzeug in Sicht. Frank konzentrierte sich aufs Fahren. Das Gelände war nicht sonderlich schwierig, nur ab und an erforderten tiefe Gräben etwas Geschick beim Herein- und noch mehr beim Hinausfahren.

Wir passierten ein Spurenbündel. „Das muss die Militärpiste sein“, stellte Frank fest.

Kurz darauf stieg das Gelände flach an. Die dunkle Kiesebene ließen wir zurück, es wurde sandiger. Wie aus dem nichts stießen wir auf Fahrspuren, die fast genau in unsere Richtung führten. Wir folgten ihnen eine kleine Anhöhe hinauf und standen plötzlich ungefähr 300 m vor einem massiven Stacheldrahtzaun.

„Keine Chance, da gibt’s kein Durchkommen“, stellte Frank fest.

„Wo führen denn die Spuren hin? Lass uns mal noch ein paar Meter in den Spuren weiter fahren.“ Ich wollte jetzt nicht voreilig aufgeben.

„Das gibt’s doch nicht, guck mal, da vorne, da ist ein Loch im Zaun.“

„Wo?“ Ich war ungeduldig.

Meine Frage blieb unbeantwortet. Frank gab Gas und der Toyota spurtete zu dem Loch, das er entdeckt hatte.

„Guck dir das an, hier enden auch die Fahrspuren, der Wagen muss hier gedreht haben.“ Gespannt sahen wir uns um.

„Ja, und auf der anderen Seite hat auch ein Fahrzeug gedreht, zwischen den beiden Seiten des Zauns verlaufen Fußspuren.“

„Wahrscheinlich wird hier geschmuggelt und die Ware wird hier umgeladen.“

„Oder es sind illegale Flüchtlinge, Marokko ist Transitland von Schwarzafrika nach Europa“, mutmaßten wir.

„Das Loch ist zu klein um durchzufahren, vielleicht 1,5 Meter.“

„Meinst du der Draht steht unter Strom?“

„Kann er ja nicht, der liegt ja auf dem Boden.“

Dafür stand ich unter Hochspannung.

„Den kriegen wir doch mit dem Bergegurt aufgezogen, sodass unser Toyo durchpasst.“

„Probieren könnten wir's. Aber wenn jetzt von irgendeiner Seite Militärs kommen, wird es schwer, das zu erklären.“

„Ich hole mal den Gurt aus der Dachbox.“ In meinen Fingerspitzen kribbelte es.

Während ich über die Motorhaube auf das Dach stieg, holte Frank aus der Werkzeugkiste zwei Schäkel. Zwei Minuten später war der Bergegurt mit den Schäkel am Stacheldrahtzaun und an den Abschlepphaken des Toyo befestigt. Frank fuhr langsam zurück, zog den Gurt stramm und gab mehr Gas.

„Es funktioniert, er bewegt sich!“, jubelte ich.

„Ja, ging total einfach – und schon wieder eine gute Tat, jetzt brauchen die Schmuggler nicht mehr zu Fuß gehen, die können jetzt direkt durchfahren.“

„Wir sind einfach gute Menschen“, grinste ich.

„Speicher die Koordinaten im GPS ab, vielleicht brauchen wir die noch mal.“

„Zack, schon passiert.“

Ich rollte den Berggurt zusammen und verstaute ihn wieder in der Alukiste auf dem Dach. Von dort oben konnte ich ein wenig weiter in die freigekämpfte Richtung blicken.

„Schnell, gib’ mir mal das Fernglas, dahinten kommt was auf uns zu!“ Das Kribbeln kam plötzlich zurück, diesmal nicht nur in die Finger.

„Was siehst du da oben?“ Frank stürzte zum Handschuhfach und mit zwei Sprüngen stand er neben mir auf dem Dachgepäckträger.

„Dahinten, siehst du die Staubwolke?“ Ich zeigte mit der Hand in nordwestliche Richtung.

Frank guckte durch das Fernglas in die angegebene Richtung. „Nee, da ist nichts. Das war bestimmt nur eine Windhose.“

Erleichtert kletterten wir vom Dach.

„So, die letzte Möglichkeit umzudrehen, was meinst du?“

„Nee, wir machen weiter, bis jetzt ist doch alles gut gegangen.“

„Das Argument überzeugt.“ Frank brauchte ich nicht überreden.

Wir fuhren auf die andere Seite des Zauns, folgten den dortigen Fahrzeugspuren durch eine kleine Senke und nach ca. 500 m ging es leicht bergauf. Wir fuhren nur Schritttempo, obwohl schnelleres Fahren möglich gewesen wäre. Plötzlich machte Frank eine Vollbremsung. Der Landcruiser stand sofort.

„Was ist das?“, fragte Frank leise, obwohl niemand in der Nähe war, der uns hätte hören können. Mein Herz raste.

„Sieht aus wie der Turm und das Kanonenrohr von ein Panzer, fahr mal vorsichtig ein paar Meter zurück.“

Frank legte den Rückwärtsgang ein und ließ den Toyo im Standgas ein paar Meter zurück rollen.

„Was sollen wir machen?“, fragte Frank.

„Drehen und zurück hinter den Zaun, aber langsam, keinen Staub aufwirbeln, vielleicht haben die uns noch gar nicht bemerkt.“

„Okay.“ Wir stoppten hinter dem Zaun, also auf marokkanischem Gebiet.

„Und jetzt?“

„Abwarten, wenn sie uns bemerkt haben, wird gleich ein Militärjeep kommen und dann wird es hier nicht mehr so ruhig und einsam sein wie jetzt. In dem Fall haben wir 500 m Vorsprung und fahren Vollgas Richtung Nord.“

„Ich fahre da drüben in den Graben, da sehen sie uns erst mal nicht. Außerdem verläuft der Graben in Nord-Süd-Richtung, da können wir Richtung Nord flüchten und man kann nicht auf uns schießen.“

„Gute Idee, langsam da rüber, aber wenn die mit dem Panzer ballern, nützt uns der Graben wenig.“

„Quatsch, die würden doch nicht auf marokkanisches Gebiet schießen, das gäbe doch massiven Ärger“, machte Frank sich und mir Mut.

„Ärger haben die sowieso schon miteinander, da kommt es darauf auch nicht mehr an.“

Wir standen bewegungslos in dem Graben, waren beide hellwach und starteten angespannt nach hinten. Wann würde der Jeep am Horizont auftauchen?

„Wir lange warten wir schon?“, begann Frank.

„Ich habe nicht auf die Uhr gesehen, bestimmt 10 Minuten.“

„Da kommt keiner, die haben uns nicht gesehen.“

„Vielleicht hast du recht, aber vielleicht haben wir auch in der angespannten Situation kein Zeitgefühl und wir warten doch noch keine zehn Minuten. Vielleicht warten wir erst eine Minute und es kommt uns wie zehn Minuten vor“, spekulierte ich.

„Kann sein, wir sehen auf die Uhr und warten ab jetzt noch mal genau zehn Minuten.“

„Und dann?“

„Entweder schleichen wir uns zu Fuß an und gucken mal, was da los ist, oder wir beenden das Ganze und ziehen uns, möglichst ohne Staub aufzuwirbeln, zurück.“ Algerien reizte mich, ich wollte mich nicht zurückziehen. Nicht so knapp vorm Ziel.

„Zurück können wir immer noch. Erst gucken wir uns das ein zweites Mal an, aber wir fahren besser mit dem Toyo noch mal hin, da wären wir schneller weg, falls wir weg wollten.“

„Okay, aber wir warten erst mal die zehn Minuten ab.“ Unsere Blicke wechselten zwischen Horizont und Uhr hin und her. Ich konnte kaum glauben, wie unerträglich lang zehn Minuten sein können. Dann war es soweit.

„So, zehn Minuten sind um, los.“

Frank lenkte uns aus dem Graben, wieder langsam durch das Loch im Zaun und mit ganz geringer Geschwindigkeit die kleine Anhöhe hoch.

„Warte, da vorne ist die Stelle, wo wir vorhin die Vollbremsung gemacht haben, von da kann man den Panzer sehen. Ich kletterte mal aufs Dach, vielleicht kann ich schon was erkennen. Wenn ich klopfe, fährst du langsam zurück.“ „Okay.“

Ich kletterte über die Motorhaube auf den Dachgepäckträger und richtete mich langsam ein Stückchen auf. Zu sehen war tatsächlich ein Panzerturm mit Kanone, aber keine Besatzung. Ich richtete mich weiter auf und sah den ganzen Panzer.

„Hey Frank, das ist echt ein Panzer, aber der ist kaputt, total verrostet, ausgebrannt und eine Kette ist auch ab. Ein Stück weiter steht ein zerstörter Landrover und links

dahinter eine kaputte Feldhaubitze. Sehen kann ich niemanden. Die Spuren führen genau zwischen Panzer und Feldhaubitze durch. Fahr mal langsam weiter vor“, rief ich erregt.

Frank stoppte in der Nähe des Panzerwracks.

„Warum sind die kaputt? Warum stehen die hier rum?“, fragte ich mich selbst.

„Meinst du, hier liegen Minen?“, überlegte Frank leise.

„Keine Ahnung, aber wir tun besser so, als würden hier Minen liegen.“

„Okay, ich fahr genau in den Spuren der Schmuggler.“

„Die Schmuggler, oder wer auch immer die Spur in den Sand gelegt hat, muss auch einen Landcruiser gefahren haben, denn die Spurbreite passt genau.“

Ein paar hundert Meter weiter standen wir am Rand eines Plateaus. Das Panzerphantom hinter uns war schon nicht mehr zu sehen. Vor uns tat sich der Blick auf in eine weite Ebene. Wir sahen Wachtürme im Abstand von einigen Kilometern. Wir konnten die gute Teerstraße von Béchar nach Tindouf sehen und erkannten, dass Autos darauf fuhren. Und zudem sahen wir einen Checkpoint auf der Straße. Alle Autos wurden dort angehalten und vom Militär kontrolliert.

„Wie jetzt weiter?“, fragte ich Frank.

„Das Plateau runter fahren ist keine Kunst, aber unten in die Straßensperre will ich nicht unbedingt rein kommen.“

„Ich auch nicht. Wir müssten schon bis nach Béchar kommen und uns hier nicht von Militärs aufgreifen lassen.“

„Das sehe ich genau so. Nur wie?“

„Wo führen denn die Spuren von den Schmugglern hin?“, wollte ich von Frank wissen, der mit dem Fernglas die Gegend genau beobachtete.

„Die verlieren sich etwas weiter, da wo der Untergrund felsiger wird. Dahinten sehe ich Palmen, eine kleine Oase.“

„Und, bringt uns das was?“

„Ich glaub schon, von dort geht zumindest ein Abwasserkanal ab, der bestimmt drei Meter tief ist und parallel zur Teerstraße verläuft, von der, lass mich schätzen, vielleicht in einem Abstand von 300 m. Genau an dem Checkpoint vorbei.“

„Und wie kommen wir zu den Palmen?“

„Wir fahren hier oben auf dem Plateau in ihre Richtung und dann die Sanddüne dahinten runter, direkt zu der Palmengruppe.“

„Zeig mal her, lass mich mal durchs Fernglas gucken.“ Frank reichte mir das Fernglas und alles sah einfach und machbar aus.

„Das müsste klappen“, stellte ich erleichtert fest.

„Sag ich doch.“

„Und wenn nicht?“

„Dann haben wir ein etwas größeres Problem und kommen nicht pünktlich nach Hause.“

„Ich sage Barbara, du hättest mich überredet.“

„Okay, und ich sage Sabine, dass du mich überredet hättest, aber dann war das die letzte Tour, die wir zusammen machen durften“, lachte ich.

„Das ist schon klar, aber das klappt.“

„Denk ich auch, ist doch idiotensicher.“

„Also, fahr ich?“ „Ja, gib Gas.“

„Halt! Warte“, schrie ich.

„Was ist?“

„Ich wickele die Alukiste auf dem Dach in eine alte Decke ein, damit die nicht so in der Sonne glänzt.“

„Klasse, hinten drin liegt eine alte Reparaturdecke mit Ölflecken, die kannst du nehmen.“

Alles lief nach Plan, ein paar Minuten später befanden wir uns im Schatten der Palmen. Unter den Palmen waren kleine Felder und Gärten angelegt, die bewässert wurden. Aber keine Menschenseele war zu sehen. Am Ende der Palmengruppe sammelte sich ein kleines Rinnsal und floss in den Abwasserkanal, den wir von oben schon gesehen hatten.

„So, jetzt wird’s aber unangenehm, dass die Scheiße stinkt, konnten wir von oben leider nicht riechen.“

„Da müssen wir jetzt wohl durch.“ Wir verzogen das Gesicht.

„Nach zwei Kilometern biegen wir ab auf die Teerstraße, dann können uns die Aufpasser vom Checkpoint nicht mehr sehen.“

Wir fuhren ganz langsam im Standgas durch das Abwasser, um möglichst wenig Krach zu verursachen. Die Gülle in dem Kanal hatte den großen Vorteil, dass es nicht staubte.

„Wir sind lange genug im Gestank gekrochen, die zwei Kilometer sind auch um, komm raus hier“, sagte ich zu Frank.

„Warte, ich schraube vorne noch die Nummernschilder ab, dann sieht man nicht gleich, dass wir Touristen sind.“

„Gute Idee, riechen tun wir ja auch nicht wie Touristen. Und schmier das hintere Kennzeichen mit Schlamm zu, das D-Schild auch.“

So getarnt rollten wir auf die Hauptstraße, doch die Tarnung nutzte gar nichts. Als wir in die Stadt Béchar rein fuhren, winkten uns die ersten Soldaten und Polizisten freundlich zu. Kinder bettelten nach Bonbons und Geschenken.

„Sag mal, wir haben doch alles dafür getan, um nicht wie Touris auszusehen, was unterscheidet uns noch von den

Einheimischen? Woran erkennen die Kinder uns?“, konnte Frank sich nicht erklären.

„Die riechen das.“

Wir brachen in Lachen aus und bekamen uns nicht mehr ein. Wir waren froh, dass die Anspannung der letzten Stunden vorbei war. Es dunkelte früh. Die Straßenlampen tauchten die Stadt in ein gelbliches Licht. Wir hielten an einem kleinen Grillstand und aßen mit großem Appetit Hammelspieße mit kalten Pommes. Dafür war die Cola warm. Egal, es schmeckte so gut wie noch nie.

„Jetzt noch schnell zur Polizei, den Einreisestempel abholen und dann raus in die Wüste“, freute ich mich.

„Bei Taghit können wir gut in die Dünen fahren und übernachten, da kenn ich mich aus“, antwortete Frank.

„Los, auf zur Polizei. Ich habe das Polizeirevier vorhin schon gesehen.“

Und tatsächlich, wir fanden die Hauptpolizei in wenigen Minuten, aber es waren nur noch ein paar Wachleute und Verkehrspolizisten anwesend.

Die Verkehrspolizisten waren hilfsbereit, telefonierten sofort mit ihrem Vorgesetzten und nach ein paar Minuten kam ein Auto auf den Polizeihof gefahren. Ein älterer, sehr gepflegter Herr stieg aus. Sein Fahrer wartete im Wagen. Nach der förmlichen aber wie immer sehr freundlichen Begrüßung legten wir ihm unser Problem dar.

„Wir sind gerade angekommen und möchten den polizeilichen Meldestempel in unseren Pass haben.“

Der nette Herr blätterte unsere Pässe durch.

„Sie kommen aus Marokko“, stellte er interessiert fest.

„Leider hat die Polizei geschlossen, wir schließen um 17 Uhr. Aber morgen früh um 8 Uhr wird sich alles regeln.“

Kein Problem. Fahren Sie hinter mir her, ich zeige Ihnen ein preiswertes, aber gutes Hotel ganz in der Nähe.“

„Gut, wir fahren hinterher.“

Das Hotel machte von außen einen guten Eindruck. Der Parkplatz war sauber und die Gartenanlage gepflegt. Wir parkten den Toyota und gingen mit dem netten Polizisten ins Foyer.

Der Polizist sprach in schnellem Arabisch mit dem Hotelmanager, wir verstanden kein einziges Wort. Dann wandte er sich zu uns:

„Leider habe ich jetzt keine Zeit, aber der Ober wird Ihnen gleich einen Tee und etwas Gebäck bringen, willkommen in Béchar. Kommen Sie morgen um acht in mein Büro. So, ich muss los.“ Daraufhin war er auch so gleich verschwunden.

Wir tranken den Tee und ließen uns unser Zimmer zeigen. Ein Doppelbett, ein Tisch mit zwei Stühlen und eine Glühlampe, die mit ihrer Fassung direkt an zwei, aus der Decke kommenden, Kabeln befestigt war. Die Toilette war auf dem Gang.

„Das läuft ja super, wahrscheinlich sind wir morgen Mittag schon im großen Sandmeer“, Franks Augen leuchteten

„Was machen wir jetzt? Noch mal raus in die Stadt?“

„Wir gehen in irgendein Café noch ne Cola trinken, oder wir suchen den Grillstand mit den leckeren Fleischspießchen für ein zweites Abendessen.“

„Dann mal los.“

Wir fanden den Stand ziemlich direkt und hauten uns noch mal den Bauch voll.

„Da drüben, siehst du die Moschee?“, Frank deutete mit dem Arm auf die andere Straßenseite. „Das war mal eine Kirche, habe ich im Reiseführer gelesen.“

„Komm, wir gucken uns die Bude mal an.“

Von einer Kirche war nichts mehr zu sehen, wenn man es nicht wüsste, käme man nicht drauf. Zurück im Hotel gaben wir dem Portier zu verstehen, dass wir um 6 Uhr geweckt werden wollten.

Es hatte tatsächlich geklappt. Morgens um sechs klopfte es an der Tür. Schnell duschen, rasieren, frisches T-Shirt an, dick Parfüm auftragen und los. Wir ließen den Wagen beim Hotel und gingen die wenigen Meter zu Fuß.

„Auf die Minute pünktlich“, stellte Frank bei einem kurzen Blick auf die Uhr fest, während wir die Stufen der Außentreppe des Polizeigebäudes doppelt nahmen. Eine Wache öffnete uns die große gläserne Eingangstür, bat uns herein und stellte sich dann demonstrativ vor die Tür. Uns war der Rückweg versperrt.

„Hey, was geht denn hier ab?“ Seltsam.

Aber ich kam nicht dazu, Frank zu antworten, denn ein Polizist in tadelloser blauer Uniform war schneller: „Sie werden erwartet, kommen Sie mit.“

Wir folgten ihm durchs Treppenhaus in den zweiten Stock. Der Polizist klopfte an einer Tür und öffnete sie. Wir waren überrascht, eine Polizistin und dazu noch Schwarzafrikanerin, hatten wir nicht erwartet und ein so großes und gut eingerichtetes Büro auch nicht.

„Das wird bestimmt lustig mit der, die Schwarzen sind immer locker drauf“, flüsterte mir Frank zu und wendete sich mit einem Lächeln an die vielleicht dreißigjährige Dame.

„Wir möchten gerne die Einreiseformalitäten erledigen.“

„Was möchten Sie? Die Einreiseformalitäten erledigen?“

Oha, ihre Stimme war laut und ernst, sogar etwas aggressiv, das wird bestimmt nicht lustig mit der, dachte ich. Auch Frank war das Lächeln vergangen.

„Sie missachten unsere Gesetze! Sie reisen illegal ein! Das ist eine schwere Straftat, ist Ihnen das überhaupt klar? Wir werden Ihr Auto beschlagnahmen und Sie mit der nächsten Maschine nach Algier bringen, von dort aus werden Sie nach Deutschland abgeschoben, die Flugkosten wird man Ihnen in Rechnung stellen. Bis zur Abschiebung werden Sie inhaftiert.“

Wir waren sprachlos. Das hatte gesessen. Mit Inhaftierung hatten wir im schlimmsten Fall gerechnet, auch das man uns den Toyota weg nehmen würde, aber als es dann offen auf dem Tisch lag, traf es uns doch härter, als in der Theorie angenommen.

„Setzen Sie sich, ich muss ein Protokoll schreiben.“ Ihr Ton und ihr Blick duldeten keine Widerworte. Sie holte eine neue Mappe aus einem Schrank und beschriftete sie. Ein Blatt Papier wurde in die Schreibmaschine gespannt und so unsere Personalien erfasst.

„Was ich Ihnen gesagt habe, ist der normale Weg. Entscheiden wird das mein Chef, der Wachmann bringt Sie jetzt zu ihm.“

„Booh, das ist aber ein Biest, von wegen das wird lustig“, murmelte ich Frank zu, während wir in den dritten Stock gingen.

„Wo ist eigentlich der nette Mann mit den weißen Haaren von gestern Abend?“

„Keine Ahnung, das sieht alles nach einem üblen Trick aus.“

Der Wachmann klopfte an einer Tür und übergab das Protokoll an einen Polizisten. Wir sollten auf der Bank im Flur warten.

„Auf keinen Fall geben wir die Koordinaten vom Loch im Zaun bekannt, das Loch muss offen bleiben“, flüsterte Frank obwohl wir alleine auf dem Flur waren.

„Ist doch klar, wir sagen, wir wären zwischen Erg Chebbi und Zagora nach Süden gefahren und dann auf die Teerstraße nach Béchar gekommen, damit sie nicht in die Nähe des Lochs geführt werden.“

„Okay, wir sagen, wir hätten uns verfahren.“

„Nein, das ist keine gute Idee, wie erklären wir dann unser algerisches Visum im Pass?“

„Hast recht, wir machen einen auf doof und naiv.“

„Das fällt uns ja nicht schwer.“

Plötzlich ging die Tür auf und wir wurden ins Zimmer gebeten. Es war nur ein Vorzimmer, der Chef saß in einem großen Büro, mit riesigem Mahagonischreibtisch, dickem Ledersessel und davor eine kleine Sitzgruppe mit ovalem Mahagonitisch und 12 Stühlen. Der Chef war groß und schlank, hatte dunkle Haare und Schnurrbart und trug einen dunklen Nadelstreifenanzug.

Wir saßen an seinem Schreibtisch und warteten, aber nichts passierte. Er stellte keine Fragen, sondern starrte uns nur an. Dann griff er zum Telefon und sprach mit seiner Sekretärin im Vorzimmer: „Verbinden sie mich mit Algier.“ Er legte den Hörer auf die Gabel.

„Algier soll entscheiden, was mit Ihnen geschieht. Wir müssen einen Moment warten.“ Er drehte sich um und sah aus dem Fenster. Das Telefon klingelte und er führte ein Gespräch in sehr gutem Arabisch. Ein paar Wörter konnten wir verstehen, er schien den Sachverhalt zu erklären, doch dann hörten wir Folgendes: „Wir haben zwei deutsche Spione verhaftet.“

Frank wollte sofort widersprechen, aber er hielt uns die flache Hand entgegen als Zeichen, dass wir ruhig sein sollten. Danach nickte er ein paar mal und antwortete regelmäßig „Oui“. Scheinbar hatte er seine Anweisungen erhalten.

Sobald er aufgelegt hatte, protestierten wir energisch. Wir wollten, dass ein Protokollzusatz geschrieben würde, auf dem festgehalten werden würde, dass man uns nicht verhaftet hatte, sondern dass wir freiwillig die Polizei aufgesucht hatten, um die Einreise zu legalisieren. Er erwiderte nicht viel, gab uns keine weiteren Informationen darüber, was Algier gesagt hatte, aber er diktierte seiner Sekretärin eine Notiz, in der genau das stand, was wir gefordert hatten und fügte sie der Akte bei.

Inzwischen war es Mittag, der Wachmann wurde gerufen und er führte uns in den Keller der Polizeistation. In einem Raum wurden Fingerabdrücke von uns genommen. Jeder einzelne Finger auf zwölf verschiedene Karteikarten, also insgesamt 120 Abdrücke pro Person. Anschließend auf die Personenwaage. Ich wog 74 Kilo und die darauf folgende Messung ergab eine Größe von 184 cm. In einer Ecke stand ein hölzerner Stuhl, ähnlich wie ihn meine Großmutter früher in der Küche hatte. Der Stuhl war auf einer hölzernen Drehscheibe mit ca. einem Meter Durchmesser montiert.

Ich hatte mich gerade hingesetzt und schnitt eine Grimasse zu Frank, schon blitzte es und das erste Foto war im Kasten. Weitere Aufnahmen folgten, von vorn, von rechts und von links, wobei ich von einem Polizisten samt Stuhl jeweils um 90° gedreht wurde. Ich musste meine Brille ablegen. Jetzt die ganzen Fotos noch mal ohne Brille. Frank lachte in die Kamera, als ginge es um Bewerbungsfotos.

„Glaubst du, du kriegst Bewährung wenn du in die Kamera strahlst?“

„Das nicht, aber ich habe noch nie einen Verbrecher auf den Steckbriefen lachen sehen, da bin ich dann der Erste.“

Du guckst wie jeder andere Verbrecher auch.“ Immerhin war uns der Humor noch nicht abhanden gekommen.

Nach den Fotos folgten wir dem Wachmann durch einen langen Gang zu einem weiteren, mit flackernden Neonröhren beleuchtetem Zimmer. Ein Polizist stellte jedem von uns eine Holzkiste in der Größe eines Schuhkartons vor die Füße. „Alles was ihr in den Taschen habt, sowie Gürtel und Schnürsenkel hier rein!“, lautete der Befehl. Die Kisten verschwanden im Regal, wir bekamen jeder zwei frische gewaschene Wolldecken und ab ging’s in die Zelle.

„Tja, wie war das in den Western?“

„Entweder Tunnel graben oder Wachmann überfallen und den Schlüssel abnehmen.“

„Oder eine hübsche Lady bringt Kuchen mit einer eingebackenen Eisensäge.“

„Dann warten wir heute mal auf die Lady.“

Wir beginnen zu Grübeln.

„Sag mal Frank, was meinst du zu dem weißhaarigen Polizisten von gestern Abend?“

„Keine Ahnung, ich denke, der hat uns richtig verarscht. Der wusste was heute hier abgeht und hat uns im Glauben gelassen, alles würde sich einfach regeln. Und heute ist er nicht da. Aber was meinst du zu dem im Nadelstreifenanzug?“

„Der war seltsam, hat keine einzige Frage gestellt und uns keine einzige Information gegeben. Und dann die Aktion mit den deutschen Spionen, was sollte das?“

„Der hat wahrscheinlich nur an seine weitere Karriere gedacht und wie wir ihm dabei nützlich sein können. Und

dann hat er nach Algier gemeldet, er habe einen dicken Fisch gefangen. Karrieregeil ist der, sonst nichts.“

„Allein um den zu ärgern, würde ich schon gern ausbrechen wollen und durch den Zaun zurück nach Marokko. Stell dir mal vor, der müsste nach Algier melden, dass die beiden Spione aus seinem Superknast abgehauen sind. Dann ist die Karriere aber ganz schön geknickt.“

„Bin gespannt, was es heute zum Abendbrot gibt, wie spät wird es sein?“

„Ich habe meine Uhr um kurz vor drei in die Holzkiste geworfen, keine Ahnung wie spät es jetzt ist.“

„Gibt es hier eigentlich eine Klingel wie im Krankenhaus, dass Jemand kommt wenn wir was wollen?“

Trotz der scheinbar ausweglosen Situation sind wir gut gelaunt und machen uns über die vielen Fingerabdrücke und die Fotos auf dem Küchenstuhl lustig. Plötzlich wird die Tür aufgeschlossen, zwei Polizisten in Uniform lächeln uns zu und deuten, wir sollen mitkommen. Es geht wieder in den dritten Stock zum karrieregeilen Polizisten im Nadelstreifenanzug.

„Der Richter hat entschieden. Ihr werdet nicht inhaftiert, sondern nur unter Arrest gestellt.“

„Worin ist da der Unterschied?“, will Frank wissen.

„Arrest bedeutet, dass ihr jetzt ins Hotel gehen könnt und morgen um 8 Uhr kommt ihr wieder hier zur Polizei. Ihr dürft die Stadt nicht verlassen, aber innerhalb der Stadt könnt ihr euch frei bewegen.“

Unsere Sachen, die wir vor zwei Stunden abgeben mussten, liegen auf seinem Schreibtisch. Wir unterschreiben ein Protokoll, welches besagt, dass alles vollständig und unbeschädigt an uns übergeben wurde und fädeln unsere Schnürsenkel wieder in unsere Schuhe.

Wir gehen auf direktem Weg zu unserem Hotel und untersuchen erst mal unseren Geländewagen. Unser Toyota steht verschlossen auf dem Parkplatz und im Inneren ist alles so, wie wir es verlassen haben. Niemand scheint nach irgendetwas gesucht zu haben. In unserem Hotelzimmer sieht auch alles unberührt aus. Wir werfen uns erst mal aufs Bett.

„Liegt sich doch bequemer als auf der Mauer im Knast.“
Ich atme durch.

„Jo, und jetzt, meinst du die hören uns hier ab?“

„Ich traue denen nicht, wir sollten Wichtiges beim Spaziergang besprechen und hier im Zimmer am Besten gar nichts bereden. Die sollen noch nicht mal wissen, ob wir gut oder schlecht drauf sind.“

„Lass uns wieder zu unserem Lokal mit den leckeren Spießchen gehen.“

„Okay, dann mal los.“ Nach dem Schock brauchen wir was für die Nerven.

Ich stehe auf und werfe einen Blick aus dem Fenster, von dem aus ich den Parkplatz und das Eingangstor des Hotels gut sehen kann.

„Frank, guck mal da, auf der Straße steht ein Polizeiwagen und die bringen jemand hierher.“

„Lass mal sehen.“

Aus dem Streifenwagen steigt ein Mann aus, holt aus dem Kofferraum eine Reisetasche und verschwindet im Hotel. Der Polizeiwagen fährt wieder weg.

Als wir später den Portier fragen, ob neue Gäste gekommen seien, erfahren wir, dass es sich angeblich um einen Geschäftsreisenden handele, der zufällig genau das Zimmer neben uns bezogen hätte.

Aber die Zufälle werden sich an diesem Abend noch häufen. Wir wollen gerade das Hotel verlassen, als wir auf dem Parkplatz in perfektem Englisch von einem

wohlbeleibten Mann angesprochen werden: „Ich habe zufällig euer Auto hier auf dem Parkplatz gesehen, ihr kommt aus Deutschland. Ich habe in USA studiert, Tiermedizin. Ich bin zu Besuch hier in Béchar und würde euch gerne zum Essen einladen, um mein Englisch aufzubessern und mehr von Europa zu erfahren.“

Franks und meine Blicke treffen sich. Wir denken beide das Gleiche: „Vorsicht! Polizeispitzel!“

„Okay, wo gehen wir hin?“

„Im Foyer des Hotel warten noch zwei Freunde von mir, ich sage ihnen kurz Bescheid und dann zeige ich euch ein sehr gutes Restaurant.“

Er eilt in die Eingangshalle und sobald die Tür hinter ihm zugefallen ist, flüstert Frank:

„Das ist ja ne tolle Nummer, die er da abziehen will. Wir sollten untereinander nur Belangloses besprechen, wahrscheinlich kann einer von denen sogar Deutsch und die verstehen jedes Wort.“

„Achtung, sie kommen zurück.“

Der Abend verläuft wie erwartet. Der angebliche Tierarzt versucht unser Freund zu werden und erzählt viel Belangloses aus seinem Leben. Von seiner Zeit in den USA, warum er Tiermedizin studierte, dass er Bier und schnelle Autos möge. Seine beiden Freunde sagen nichts, angeblich sprechen sie kein Englisch.

Frank und ich sind hellwach, passen auf jedes Wort auf, das wir sagen, um ja nicht aus Versehen etwas zu verraten. Stattdessen macht unser Tierarzt einen kleinen Fehler. Er zählt, nicht ganz ohne Stolz, die Sehenswürdigkeiten von Béchar auf, unter anderem nennt er auch die zur Moschee umgebaute Kirche und stellt fest, dass diese sogar in Sichtweite von dem Lokal sei, wo wir gestern unsere Grillspießchen gegessen hätten. Nur haben

wir ihm gegenüber leider nie erwähnt, dass wir Spießchen gegessen haben und erst recht nicht wo. Nach dem Essen, beim Tee werden seine Fragen konkreter: „In der Stadt wird viel von euch erzählt, man sagt, ihr seiet einfach aus Marokko über die Grenze gekommen. Wie habt ihr das geschafft?“

Wir tun gelangweilt: „Och, wir sind beim Erg Chebbi einfach nach Süden gefahren und dann war dort plötzlich die Teerstraße, der sind wir gefolgt und in Béchar eingetroffen.“

„Macht die Polizei euch Schwierigkeiten?“

„Nein, die Polizei ist sehr freundlich zu uns und verhält sich völlig korrekt. Es tut uns wirklich leid, dass wir denen solche Umstände machen.“ Und das ist sogar die Wahrheit.

„Habt ihr schon eure Familie oder die Botschaft informiert?“

„Nein, unsere Frauen machen sich immer so schnell Sorgen. Wir melden uns nie von unterwegs, das wissen sie. Und unser Botschafter hat sicherlich Wichtigeres zu tun, als sich um uns zu kümmern. Schließlich haben wir uns die Sache ohne ihn eingebrockt und dann löffeln wir auch alleine die Suppe wieder aus. Zudem gäbe es dann nur noch den offiziellen Weg, sobald unser Botschafter intervenieren würde, ohne ihn haben wir und die Polizei mehr Möglichkeiten.“

„Wie meint ihr das?“, er hört aufmerksam zu.

„So könnten wir uns mit der Polizei arrangieren, anderenfalls würde unser Botschafter mit irgendwelchen hohen Leuten in Algier verhandeln, die wir nicht kennen. Dann hätten wir und die Polizei nur noch Anweisungen zu befolgen. Wir schalten unsere Botschaft nur im äußersten Notfall ein.“

„Aber warum seit ihr einfach so über die Grenze gefahren?“

„In Europa, innerhalb der Union, gibt es keine Grenzen mehr. Für uns sind Grenzen nicht so wichtig und wir dachten, unser Visum reiche aus.“

Er scheint mit unseren Antworten zufrieden zu sein. Kurz vor 22 Uhr meldet sich das erste und einzige Mal sein Freund auf Arabisch zu Wort: „Chef, es ist gleich 10 Uhr, können wir gehen, oder brauchst du uns noch?“ Obwohl Frank und ich nur bruchstückhaft arabisch sprechen, haben wir beide klar gehört, dass sie ihren Freund mit „Chef“ ansprechen.

Er antwortet in barschem arabisch und die Beiden verlassen geduckt das Lokal.

„Was macht ihr morgen?“

„Wir sind um 8 Uhr bei der Polizei, wahrscheinlich wie heute, bis Nachmittags um 17 Uhr. Dann haben wir Feierabend und gehen ins Hotel.“

„Wir können ja morgen Abend noch mal Essen gehen, wenn ihr nichts dagegen habt. Mir hat es sehr gut gefallen, ich würde euch gerne noch mal einladen.“

Wir wollen uns nichts anmerken lassen, also stimmen wir zu. „Okay, wenn wir morgen noch nicht verhaftet sind, treffen wir uns wieder beim Hotel.“

Wir verabschieden uns vor dem Restaurant und gehen in Richtung Hotel, machen jedoch einen kleinen Umweg, um uns in Ruhe unterhalten zu können. Natürlich werden wir von zwei Geheimpolizisten verfolgt. Wir erkennen sie daran, dass sie die gleichen Schuhe tragen, wie die Freunde des Tierarztes und wie der Geschäftsreisende in unserem Hotel, den die Polizei einschleuste. Zudem tragen sie alle einheitlich die gleichen dunklen Jacketts.

„Der ist genauso wenig Tierarzt, wie das seine Freunde sind“, beginnt Frank.

„Ja, das denke ich auch, morgen heftet bestimmt die Restaurantrechnung in unserer Mappe bei der Polizei. Mich würde interessieren, woher der weiß, wo wir gestern gegessen haben.“

„Wenn wir durch den Zaun fliehen wollen, sollten wir die Vorbereitungen sehr geheim treffen, wir werden wahrscheinlich schon länger und besser bespitzelt, als wir denken“, vermutet Frank.

„Was meinst du, sollen wir abhauen oder nicht, und wenn ja, wann?“

„Ich finde, wir sollten morgen erst noch mal abwarten und um 8 Uhr bei der Polizei einlaufen. Aber einen Fluchtplan können wir trotzdem machen, allein schon um im Notfall vorbereitet zu sein. Die zwei Stunden Knast haben mir gereicht.“

„Ja, mir auch. Und wahrscheinlich ginge es dann nicht abends auf Polizeikosten ins edelste Restaurant der Stadt, sondern da würde irgendein Fraß zur Klappe reingeschoben.“

„Ja, lass uns besser mal die Flucht planen, aber nicht in unserem Hotelzimmer.“

Um 23 Uhr kommen wir im Hotel an, bitten den Portier, uns wieder um 6 Uhr zu wecken und legen uns ins Bett. Keiner sagt ein Wort, aus Angst, es könne jemand mithören. Mit den Gedanken an die Flucht schlafe ich ein.

Am nächsten Tag das gleiche Spiel. Pünktliches Wecken, Duschen, Rasieren, Parfümieren und einen Tee auf dem Bunsenbrenner, dazu Schokomüsli mit Wasser statt Milch. Schmeckt nicht, aber macht satt.

Kurz vor 8 Uhr sind wir auf dem Polizeiquartier und wundern uns über die vielen dunklen Limousinen auf

dem Parkplatz. Die Chauffeure stehen zusammen, trinken Tee und halten Schwätzchen. Einige putzen den Wagen mit einem trockenen, alten Lappen.

Der Wachmann erwartet uns schon und bringt uns sofort in den dritten Stock ins Büro des karrieregeilen Polizisten, der uns gestern gegenüber Algier als gefangene Spione ausgegeben hat.

An dem runden Mahagonitisch sitzen bereits acht Männer in Militäruniform. Jeder hat zig Orden an seiner rausgestreckten Brust und macht einen wichtigen Eindruck. Für uns werden zwei Stühle gebracht und schätzungsweise drei Meter vom Tisch entfernt aufgestellt, obwohl noch vier Stühle am runden Tisch frei sind, müssen wir ohne Tisch auskommen. Vorbei mit bevorzugter Behandlung.

Es beginnt ein stundenlanges Verhör. Auf einer detaillierten Militärkarte sollen wir unsere gefahrene Route wieder und wieder zeigen. Frank und ich schauspielern einen Streit. Ich vertrete fest die Meinung, wir seien am Erg Chebbi vorbei und dann immer nach Süden gefahren, während Frank Stein und Bein schwört, erst noch auf der Piste nach Zagora in Richtung Westen gefahren zu sein, bevor wir nach Süden abbogen wären. Also können wir es nicht genau klären. Schade.

Es folgen Fragen nach der Geländeformation. Es war ein Fehler, uns vorher die Detailkarten zu zeigen, so kann ich ohne Probleme das Gelände meiner ausgedachten Strecke beschreiben und Frank das Gelände seiner Strecke ohne zu stocken wiedergeben, wobei wir beide alle Entfernungsangaben so grob schätzen, dass es auch gut die Strecke des anderen gewesen sein könne, die wir beschreiben.

Weiter folgen Fragen nach marokkanischen Truppenbewegungen oder Fahrzeugen in Grenznähe, nach frischen Fahrzeugspuren und nach Nomadenbewegungen. Dann nach den ganzen Beobachtungen, welche wir auf der algerischen Seite gemacht haben. Das Verhör zieht sich bis mittags.

Kurz vor 12 Uhr müssen wir draußen im Flur auf der Bank Platz nehmen. Dem Wachmann geht es noch schlechter als uns, denn er muss die ganze Zeit vor uns stehen und Wache halten. Auf der Bank gegenüber wartet ein weiterer Mann. Uns fallen seine schwarzen Lederschuhe auf. Es sind die Gleichen, wie sie auch die Freunde des Tierarztes trugen.

Um 14:00 Uhr geht das Verhör weiter. Jetzt sind nur noch vier Militärs anwesend, aber die Fragen drehen sich weiterhin im Kreis, woher und warum, stundenlang. Zum Dienstende gegen 17 Uhr werden wir wieder in unser Hotel entlassen. Morgen um 8 Uhr gibt es die Fortsetzung. Wir sind gespannt, ob sie sich über Nacht neue Fragen ausdenken werden.

Aber erst mal werden wir vom Tierarzt im Foyer schon erwartet. Wieder gehen wir in ein vornehmes Restaurant und bestellen die köstlichsten Dinge, welche die Karte hergibt. Wieder sind zwei Freunde des Tierarztes dabei. Einen kennen wir schon von gestern. Als dem Anderen seine Gabel zu Boden fällt und er sich danach bückt, sehen wir deutlich seine Pistole im Schulterhalfter unter seinem Jackett. Die Schuhe sind natürlich die Gleichen wie sie seine gestrigen Freunde trugen.

Unser Tierarzt will wissen, wie es bei der Polizei war, was sie uns gefragt hätten und was wir geantwortet hätten. Und, natürlich, ob wir auch die Wahrheit geantwortet hätten.

Während des Essens bringt er das Gespräch auf Archäologie, wir haben nur Grundkenntnisse und interessieren uns dafür auch nur am Rande. Er lässt nicht locker, uns ist nicht klar, worauf er hinaus will.

„Ich habe euch ein Buch mitgebracht.“ Er holt das Buch aus einer Plastiktüte und legt es auf den Tisch. „Hier, ihr könnt ja mal reinsehen, es ist von einem französischen Wissenschaftler, der alle prähistorischen Felszeichnungen aufgenommen und katalogisiert hat.“

Wir blättern das Buch durch. Der Aufbau ist einfach. Einer Schwarzweißfotografie einer Felszeichnung, folgt eine Landkarte mit der genauen Fundstelle dieser Felszeichnung und dann ein bis drei Seiten Beschreibung derer, alles auf französisch. Und das Interessante daran: Zufällig sind fast alle Fotografien und somit auch die Landkarten, aus dem Grenzgebiet Marokko/Algerien. Wen wundert das?

Wir blättern in dem Buch umher. Unterhalten uns lange über die Zeichnungen, die aus Südalgerien stammen. Unserem Tierarzt dauert das alles scheinbar zu lang, er nimmt das Buch und schlägt gezielt Zeichnungen aus dem Gebiet Figuig und nördlich davon auf.

„Habt ihr schon mal eine dieser Zeichnungen gesehen?“, will er ungeduldig wissen.

„Nee, ich nicht“, antwortet Frank und auch ich schüttele den Kopf.

„Ich schenke euch das Buch als Erinnerung.“ Wir bedanken uns überschwänglich.

Nach dem Essen lässt er Kaffee bringen und verabschiedet sich kurz darauf. Wir gehen zurück ins Hotel und haben uns an unsere zwei geheimen Schatten, die uns unauffällig folgen, schon gewöhnt.

Der Morgen des dritten Tages beginnt wie immer mit dem Wecken um 6.00 Uhr durch den Portier. Im Polizeirevier hat man merklich das Interesse an uns verloren. Wir warten drei Stunden im dritten Stock auf der Bank im Flur vor dem Zimmer des Karrierepolizisten. Nichts geschieht. Um 11 Uhr werden wir dann doch noch in sein Büro gebeten und sitzen vor dem großen Schreibtisch. Unsere Mappe liegt auf seinem Tisch und ist inzwischen recht dick gefüllt. Keine Ahnung, was da inzwischen alles zusammen getragen ist.

Er lässt von seiner Sekretärin wieder eine Telefonverbindung mit Algier herstellen. Während wir warten, erkundigt er sich nach unserem Hotel und ob auch alles in Ordnung sei.

Wir bejahen freundlich und sind gespannt, was er heute nach Algier zu berichten hat. Wieder spricht er in perfektem Arabisch und wir verstehen zumindest den einen, alles entscheidenden Satz:

„Nach jetzigem Erkenntnisstand handelt es sich um zwei deutsche Nomaden der Wüste, die aus Versehen über die Grenze gezogen sind.“

Später, als wir wieder erleichtert draußen im Flur auf der Bank warten, lassen wir uns noch oft die Worte auf der Zunge zergehen: „Deutsche Nomaden der Wüste.“

Wie schön das klingt!

Und „Aus Versehen über die Grenze gezogen“. Für diese Formulierung gehört er befördert.

Nach dem er den Telefonhörer aufgelegt hat, bekommen wir erstmals eine detailliertere Information von ihm: „Algier hat kein Interesse an Euch, das Militär hält euch für bedeutungslos, der Provinzgouverneur wird entscheiden, was mit euch zukünftig geschieht. Euer Fall liegt seit heute morgen auf seinem Schreibtisch. Ihr könnt jetzt

wieder draußen warten. Sobald ich eine Antwort vom Gouverneur habe, gebe ich euch Bescheid.“

Wir bedanken uns und entschuldigen uns wie immer, für die Mühe, die wir machen. Stunden vergehen. Der Polizist, der die ganze Zeit uns gegenüber stehen muss und nicht auf der Bank sitzen darf, tut uns aufrichtig Leid. Was für ein doofer Job. Unerwartet wird ein Tablett mit einer Kanne Tee und drei Gläsern gebracht. Wir sind eingeladen, eine nette Geste des Karrieregeilen.

Um 4.30 Uhr am Nachmittag müssen wir wieder ins Büro kommen. Die Mitteilung ist knapp, wir brauchen uns nicht setzen: „Der Gouverneur hat entschieden, dass er es nicht entscheidet. Der Richter soll die Entscheidung treffen. Und der Richter hat entschieden, dass es eine ordentliche Gerichtsverhandlung geben wird. Der Termin ist übermorgen um 10 Uhr im Tribunal. Seid pünktlich.“

„Wir sind Deutsche, Pünktlichkeit ist uns angeboren“, entgegnen wir.

„Morgen ist Freitag, die Polizei hat geschlossen, ihr braucht also nicht zu kommen. Morgen ist sozusagen euer freier Tag!“, und als er dies sagt, erkennen wir zum ersten Mal so was wie ein Lächeln in seinem Gesicht. Wir gehen den gewohnten Weg vom Polizeirevier zu unserem Hotel.

„Morgen ist unser freier Tag“, beginnt Frank, „dann könnten wir doch einen Ausflug in die Wüste machen, oder?“

„Die Idee ist gut. Wir könnten in Ruhe unsere Flucht besprechen, ohne das uns jemand abhört und könnten auch mal testen, ob und wo wir aus der Stadt raus kommen.“

„Wir lassen uns wie immer um 6 Uhr wecken und dann fahren wir los, mal sehen wie weit wir kommen.“

„Okay, aber wir lassen alles im Hotelzimmer, wir nehmen nichts mit, das würde uns nur verdächtig machen und der Ausflug wäre schneller beendet als uns lieb ist.“

„Gut, wir packen nur das Geld und die Landkarten ein. Das GPS ist noch im Toyo, oder?“

„Ja, ich habe es in der Türverkleidung des Kofferraumdeckels versteckt.“

„Dann gehen wir heute Abend vielleicht zum letzten Mal zu unserem Grillspießchenrestaurant.“

„Gute Idee, der Grillmeister hat uns bestimmt schon vermisst, die letzten beiden Tage.“

„Ja, aber das Essen auf Kosten der Polizei war auch nicht schlecht.“

Am nächsten Morgen geht alles recht schnell. Um 6 Uhr werden wir geweckt, diesmal keine Dusche, kein Frühstück, sondern direkt in den Toyo und los.

Um 6.10 Uhr rollen wir durch die leeren Stadtstraßen in Richtung Süden. Wir wollen nach Taghit. Im Rückspiegel ist nichts zu sehen. Kein einziges Auto verfolgt uns. Dann haben wir die Stadt endlich hinter uns. An der Ausfallstraße sehen wir die erste Polizeisperre. Wir verringern das Tempo auf Schrittgeschwindigkeit, um das enge „S“ zwischen den ausgelegten Nagelketten zu durchfahren. Ich winke dem Polizisten freundlich zu und er winkt freundlich zurück. Das war's.

„Los, gib Gas, es klappt.“

Frank tritt das Gaspedal durch und der Landcruiser beschleunigt. Mit 100 km/h geht es über die Landstraße durch eine Kieswüste in Richtung Süden. Immer noch ist kein Auto im Rückspiegel zu sehen. Nach einer halben Stunde sehen wir die ersten Sanddünen, auch die Straße ist stellenweise von Sand verweht und nur noch einspurig.

„Da vorne bei der Brücke können wir runter ins trockene Flussbett und durch den Kies ein paar hundert Meter raus in die Wüste. Später können wir im Sand weiter fahren. Kein Mensch entdeckt so unsere Spuren“, schlage ich Frank vor.

„Okay, das müsste klappen.“

Wir fahren im Kiesbett bis wir außer Sichtweite der Straße sind. Das Kiesbett weitet sich und Sand vermischt sich mit dem Kies. Wir ändern die Richtung, verlassen den festen Kiesuntergrund und fahren mehr in den Sand. Der Sand ist weich und die Dünen werden höher. Wir lassen deutlich Luft aus den Reifen und erhöhen so die Aufstandsfläche der Reifen bzw. mindern den Bodendruck. Eine Faustregel lautet : halber Luftdruck und das Auto fährt doppelt so gut im Sand.

Zwischen zwei hohen Dünenkämmen fahren wir im weichen Sand auf eine kleine Anhöhe. Eine Sicheldüne bietet uns einen hervorragenden Lagerplatz. Niemand kann uns sehen, erst wenn er fast vor uns steht. Wir hingegen brauchen nur 20 m vor zu gehen und vorsichtig mit dem Kopf über den Dünenrand zu lugen , um das komplette Tal einsehen zu können. Aber niemand verfolgt oder sucht nach uns.

Ich breite die alte Decke, die Frank bei gelegentlichen Autoreparaturen oder Wartungsarbeiten nutzt, im Sand aus während Frank Tee kocht.

Wir haben 8 Uhr, normalerweise unsere Zeit, bei der Polizei zu erscheinen. Die Sonnenstrahlen vertreiben die Kälte der Nacht und wir fühlen uns frei.

„Klasse, das hat doch super gut geklappt. Wir sind raus aus der Stadt und keiner weiß, wo wir sind Was wollen wir mehr?“, freut sich Frank.

„Morgen ist die Gerichtsverhandlung, dann entscheidet sich, ob Sekt oder Selters.“

„Sekt oder Wasser aus dem Klo, Selters wird's im Knast nicht geben und den Wasserhahn in Kniehöhe neben dem Klo hast du ja gesehen.“

„Wir könnten dem Richter die Entscheidung leicht machen und Fakten schaffen. Ab durchs Loch und zurück nach Marokko! Scheiß doch auf die paar Klamotten im Hotel.“

„Die Marokkaner können uns gar nichts, es weiß doch keiner, dass wir überhaupt weg waren. Unsere Pässe, die noch bei der Polizei liegen, melden wir als verloren.“

„Ich hol' mal die Karte, kannst noch mal Tee nachgießen.“

Wir haben detaillierte französische IGN-Karten und amerikanische Fliegerkarten dabei. Die Militärkarten, die man uns beim Verhör vorlegte, waren nicht besser. Ich breite die IGN-Karte auf der Decke aus und wir beugen uns darüber.

„Da sind wir, hier im Erg bei Taghit, ganz schön am Arsch.“

„Ja, als Ausgangspunkt für eine Flucht ist es ganz schön doof.“

„Aber dafür wird uns hier niemand vermuten und suchen“, ich suche nach Vorteilen.

„Um zu unserem Loch zu kommen, müssten wir genau nach Norden fahren und auf halbem Weg liegt die Stadt Béchar, wo alle nach uns suchen werden. Scheiße, Mann.“

„Wir könnten strack nach Westen fahren, durch die Oase Abadla und dann versuchen die Grenze bei Taouz zu überqueren.“

„Keine gute Idee, wir haben denen ja gesagt, dass wir dort wahrscheinlich eingereist sind, die werden auch genau dort auf uns warten.“

„Ja, könntest recht haben.“ Schweigend grübeln wir eine Weile über der Karte.

„Hier, ich hab's! Wir könnten aber in Abadla die Richtung ändern und im Flussbett des Guir nach Norden fahren, direkt nach Marokko.“

„Sieht gut aus, haben wir denn genug Diesel?“

„Bis Marokko wird es reichen, wenn wir erst mal dort auf der Teerstraße sind, können wir einen Lastwagen stoppen und Diesel abkaufen.“

„Bleibt die Frage offen, ob wir jetzt abhauen oder die Gerichtsverhandlung abwarten sollten?“

„Die Frage der Flucht stellt sich nur hier und jetzt. Wenn der Richter uns verknackt, wird sich keine zweite Chance mehr zur Flucht bieten, dann geht es wahrscheinlich vom Gerichtsaal direkt in den Kerker der Polizei.“

„Allerdings, wenn wir bei der Flucht erwischt werden, wird die Polizei und vor allem der Richter nicht mehr gut gesinnt mit uns sein“, befürchte ich.

„Garantiert nicht. Wenn wir abhauen, dann muss das klappen.“

„Bis jetzt hat doch alles gut funktioniert, sieht man mal vom nicht vorhandenen Einreisestempel ab.“

„Wenn, dann sollten wir hier im Versteck bleiben und Nachts ohne Licht fahren.“

„Vor vier Tagen hatten wir Vollmond, das heißt, der Mond nimmt ab und geht gegen Mitternacht auf. Die Bedingungen zur Flucht sind gut“, schlussfolgere ich weiter.

„Es ist ein schönes Gefühl wieder das Heft des Handelns in der Hand zu haben und nicht von irgendwelchen Gouverneuren, Richtern, karrieregeilen Polizisten oder

Tierärzten abhängig zu sein. Wir können wieder selbst Fakten schaffen.“

„Ja, das Gefühl ist klasse, aber eigentlich ist es auch feige. Wir haben den Scheiß provoziert und machen uns dann aus dem Staub.“

„Ja, kann man so sehen, aber ich will lieber feige in die Freiheit als mutig in den Knast.“

„Knast steht ja noch gar nicht fest, dies wäre der schlimmste aller Fälle. Immerhin sind wir ‚Deutsche Nomaden der Wüste, die aus Versehen die Grenze übertreten haben‘ und bisher waren alle korrekt und nett.“

„Aber selbst wenn der Ausflug nicht im Knast enden würde, die könnten immer noch den Toyo beschlagnahmen und uns mit dem Flieger nach Hause schicken. Das wäre auch nicht so toll.“

„Okay, das wäre nicht so toll, aber dass wir den Toyo schlimmstenfalls verlieren würden, haben wir bei der Planung einkalkuliert, das war uns ja bewusst und das Risiko wert.“

„Ja, wenn es so käme. Aber jetzt haben wir noch die Möglichkeit, selbst zu handeln und somit die Chance, gemeinsam mit Toyo morgen früh in Marokko zu sein.“

„Okay, wenn du lieber abhaust, dann hauen wir ab. Ich muss morgen früh nicht unbedingt zum Richter, wir können uns auch in Errachidia ein Nomadenfrühstück bestellen, dass der Kellner vor lauter Schlepperei ins Schwitzen kommt“, träume ich.

„Das hört sich gut an, aber so habe ich das nicht gemeint. Wir können auch zum Richter gehen, notfalls halte ich es auch ein paar Wochen bei Wasser und Brot aus.“

„Also, mir ist es egal, entscheide du.“

„Nee, nee, nee, mir ist es eigentlich auch egal.“ Wir sind unentschlossen.

„Dann lassen wir das Los entscheiden. Ich gucke jetzt auf den Kilometerzähler, wenn die letzte Zahl gerade ist, fahren wir heute Nacht nach Marokko, ist die Zahl ungerade, fahren wir heute Abend zurück ins Hotel nach Béchar.“

„Da haben wir schon die Möglichkeit, eigene Entscheidungen zu treffen und dann machen wir unser Schicksal vom Zufall abhängig?“

„Ja, wir sind schon ganz schön bescheuert.“

„Egal, guck auf den Tacho und dann soll es so sein.“

Ich stehe auf und gehe zur Fahrertür.

„267361.“

„Okay, dann frühstücken wir morgen im Hotel.“

„Ja, aber nicht in Errachidia, sondern in Béchar.“

Ich bin hin- und hergerissen, erleichtert und enttäuscht zugleich.

Am späten Nachmittag fahren wir zurück nach Béchar und tanken den Landcruiser randvoll, man weiß ja nie. Wir sind noch keine fünf Minuten im Hotel, als auch schon zwei Streifenwagen auf dem Parkplatz eintreffen.

„Shit, die kommen bestimmt um uns zu holen.“

„Wir haben doch heute unseren freien Tag, was können die bloß wollen? Wir klären jetzt erst mal mit dem Portier unser Frühstück für Morgen.“

An der Rezeption sieht uns der Portier ungläubig an, als wir unseren Wunsch äußern: „Wir möchten für morgen um 7.30 Uhr ein Frühstück bestellen.“

„Kein Problem, möchten Sie Brot mit Marmelade und Tee?“

„Nein, wir wollen Kaffee mit geschäumter Milch! Es ist wichtig, dass die Milch geschäumt ist und nicht nur warm gemacht. Und kein Brot, sondern warme Croissants mit Butter und Marmelade. Orange oder Erdbeere, aber Mar-

melade, kein Gelee. Zudem möchten wir zwei Omelettes mit Käse, Tomaten und Schinken. Dann zwei große Schalen Obstsalat mit Orangen, Äpfel, Bananen und was es sonst an frischem Obst auf dem Markt gibt, aber keine Feigen. Dazu gezuckerte Schlagsahne“, beendet Frank unsere Wunschliste.

„Und dann noch eine eiskalte kleine Flasche Coca-Cola“, ergänze ich.

„Ja, und für mich eine eiskalte kleine Flasche Tonic“, schließt Frank die Bestellung ab.

„Das alles morgen zum Frühstück?“, die Augen des Portiers sind währenddessen größer und größer geworden.

„Ja, wir müssen morgen zum Richter, es ist unsere Henkersmahlzeit, vielleicht gibt es danach nur noch Wasser und Brot.“

„Ich spreche mit dem Koch, aber in dem Fall wird es sich bestimmt einrichten lassen.“

Drei Polizisten in Uniform und zwei zivil Gekleidete stehen inzwischen neben uns und können sich das Lachen über unsere Bestellung nicht verkneifen.

„So schlimm wird's ja nicht werden“, meint einer der Zivilen mit einem zuversichtlichen Lächeln. „Aber wo waren Sie heute?“

„Wir hatten heute unseren freien Tag und waren in Taghit im Sand.“

„Sie sollten die Stadt nicht verlassen, dies war eine Auflage für Ihre Unterbringung hier im Hotel. Der Chef ist sehr verärgert darüber.“

„Das war ein Missverständnis! Wir dachten, die Auflage gilt nur an Werktagen, und wir sind ja zurück gekommen. Wird das jetzt Nachteile für uns haben?“, fragen wir mit unschuldigem Blick.

„Wir müssen ein Protokoll darüber anfertigen und der Richter wird es in Ihrer Akte finden. Seien Sie morgen pünktlich.“

Dann verabschieden sich die fünf und fahren vom Hof. Unser Zimmernachbar, der Geschäftsreisende, der mit einem Polizeiwagen anreiste, ist inzwischen abgereist. Wir sind wieder die einzigen Gäste im Hotel. Bespitzelung scheint nicht mehr nötig zu sein.

Wir lassen uns heute eine Stunde später wecken, um 7 Uhr. Viel geschlafen haben wir nicht. Die Nacht war unruhig, meine Gedanken kreisten ununterbrochen um die möglichen Urteile.

Duschen, rasieren, parfümieren für den Richter und das Hemd mit den geringsten Flecken. Und dann geht es ins Restaurant des Hotels, wo wirklich alles gedeckt ist, genau so, wie wir es am Abend vorher bestellt hatten. Kaffee mit geschäumter Milch, Omelette mit Käse, Tomaten und Rührei, nur statt des Schinkens gibt es Hammelkotelett. Leckeren Obstsalat aus Orangen, Äpfel, Bananen und Schlagsahne wird auch gereicht. Wir schlemmen.

„So jetzt aber los, wir müssen noch zahlen.“

„Warte, wir zahlen erst nach dem Richterspruch und checken dann erst aus. So haben wir noch mal einen Vorwand, ins Hotel zu gehen und können vielleicht doch noch fliehen.“

„Gute Idee, auch wenn die Chance noch so klein ist.“

Wir sind eine halbe Stunde zu früh im Gericht. Zu spät kommen wollten wir auf keinen Fall. Der Saal füllt sich mit Menschen, bestimmt 40 oder 50 Personen. Wir sitzen mitten drin.

„Wahnsinn, die halbe Stadt ist versammelt, um zu sehen wie zwei Deutsche verknackt werden“, wundert sich Frank.

„Die haben alle nichts zu tun, wir machen denen hier die Volksbelustigung. Das ist für die wie Kino.“

In der zweiten Reihe entdecke ich unseren netten, älteren Polizisten vom ersten Abend mit den weißen Haaren. Punkt 10 Uhr läutet jemand eine Glocke, die vorne am Pult liegt. Alle Anwesenden erheben sich. Durch eine Seitentür treten sieben Männer in schwarzer Richterrobe ein und eine Dame in dunkelblauem Nadelstreifenkostüm. Die Dame setzt sich an einen kleinen Tisch und führt das Protokoll. Fünf der Männer, wie sich später herausstellt, der Richter mit vier Beigeordneten, stellen sich hinter das Pult. Die beiden verbleibenden Männer stellen sich jeweils links und rechts des Richterpults an zwei weitere kleine Schreibtische. Auf ein Zeichen hin setzen sich alle im Saal wieder.

Der Richter eröffnet die Verhandlung. Wir verstehen nichts, alles findet auf arabisch statt. Einen Übersetzer haben wir nicht. Der Richter nennt zwei Namen und daraufhin erheben sich zwei Personen im Saal. Der Mann am linken Pult redet heftig auf den Richter ein, der am rechten Pult unterbricht ihn und redet nun ebenfalls. Es entwickelt sich ein Streitgespräch zwischen den beiden Männern. Wir verstehen Bruchstücke. Es geht um einen Verkehrsunfall. Die beiden streitenden Männer sind Anwälte und die zwei stehenden Personen im Zuschauersaal die Betroffenen.

Nach 15 Minuten greift der Richter zur Glocke und läutet. Es ist totenstill im Saal. Der Richter und die vier Beigeordneten erheben sich und verlassen den Raum. Nach fünf Minuten ertönt die Glocke erneut, wieder

erheben sich alle und der Richter tritt mit seinem Gefolge zurück in den Saal. Im Stehen erfolgt die Urteilsverkündung.

Als nächstes geht es um einen Viehhandel. Soweit wir verstehen, will oder kann der Käufer des Tieres nicht den vereinbarten Kaufpreis zahlen. Die Anwälte sind die selben wie im ersten Fall. Die Prozedur mit Glöckchen, Beratung und Urteil wiederholt sich.

„Das ist wie beim Kasperletheater“, flüstere ich Frank zu.

„Ja, bin mal gespannt, wann der Polizist auf die Bühne kommt“, flüstert Frank zurück.

„Bestimmt bei unserem Fall.“

Als nächstes geht es um eine Scheidung. Jeder Fall wird in 15 Minuten abgehandelt.

„Die sind gar nicht wegen uns hier, die haben alle was ausgefressen und werden verdonnert“, mutmaßt Frank.

Der nächste Fall, doch niemand steht auf. Der Richter wiederholt die Namen und es klingt nach Kosch und Pipek. Wir richten uns auf und alle Anwesenden starren uns an. Die Richter hat eine dicke Akte vor sich. Der Anwalt am linken Pult übernimmt unsere Verteidigung und streitet heftig mit dem Richter. Wir verstehen kein Wort, kennen noch nicht mal unseren Verteidiger, der jetzt unsere Haut retten soll.

Wir werden kein einziges Mal angehört. Nach 15 Minuten erteilt der Richter uns das letzte Wort und wir dürfen uns auf französisch oder englisch äußern.

Vorher hatten wir abgesprochen, dass wir ganz kleine Brötchen backen würden, uns als naive Europäer darstellen, alle Schuld auf uns nehmen und uns ständig für die Mühe, die wir verursacht haben, entschuldigen würden. Frank beginnt auf französisch:

„Zum Schluss können wir uns nur für unser Verhalten entschuldigen, es tut uns Leid, dass wir der Polizei und dem algerischen Staat soviel Mühe und Unannehmlichkeiten bereitet haben. Wir möchten uns auch für die zuvorkommende und freundliche Behandlung seitens der Polizei bedanken und bitten um eine milde Strafe.“

Ich wiederhole das Ganze auf Englisch und dann ertönt auch schon die Glocke und der Richter verschwindet mit seinem Gefolge.

Die Beratung dauert etwas länger, fast zehn Minuten, dann ertönt wieder die Glocke. Alle erheben sich und der Richter verkündet das Urteil. Wir verstehen kein Wort und er wiederholt es auf Englisch:

„Drei Monate Gefängnis, anschließende Abschiebung.“

Wir sind geschockt.

„Wir hätten doch abhauen sollen, statt uns auf diesen Scheiß hier einzulassen“, geht es mir durch den Kopf und Frank denkt bestimmt ähnliches.

Frank fasst sich als erster und in einem wütenden aber bestimmenden Ton sagt er zum Richter: „Wir möchten ein neues Verfahren, wir möchten einen Anwalt, den wir uns aussuchen und mit dem wir vorher reden können! Wir fordern einen Übersetzer während der gesamten Verhandlung und wir wollen vor der Verhandlung unseren Botschafter informieren! Zudem denken wir, dass in dem vorliegenden Urteil nicht genügend berücksichtigt wurde, dass wir ein gültiges Visum hatten und wir uns bei der Polizei freiwillig gemeldet haben. Unser Vergehen besteht lediglich im dem falschen Ort der Einreise.“

Im Saal wird getuschelt und gemurmelt. Wieder starren uns alle an. Der Richter läutet ohne was zu sagen die Glocke und verschwindet wieder mit seinen Beisitzern.

Es geht schnell, nach knapp zwei Minuten sind sie zurück. Das Urteil wird abgeändert:

„Drei Monate Gefängnis auf Bewährung, Bewährungszeit drei Jahre, sofortige Abschiebung in ein Land unserer Wahl. Alle Kosten für Gericht und Anwalt sind von uns an die Staatskasse zu zahlen.“

„Wir nehmen das Urteil an, wenn wir mit unserem Auto nach Marokko abgeschoben werden“, entgegne ich dem Richter.

Der Richter nickt uns zu und läutet die Glocke heftiger, scheinbar das Zeichen, dass die Verhandlungen beendet sind, denn alle verlassen den Saal. Es ist 12 Uhr und jetzt geht alles ganz schnell. Am Ausgang passt uns der ältere weißhaarige Polizist ab und erklärt uns kurz das weitere Vorgehen:

„Meine beiden Mitarbeiter dort“, er zeigt mit dem Kopf auf zwei Männer in Anzügen, unter deren Jackett man schon von weitem die Pistolen abgemalt erkennen kann, „zeigen Ihnen den Weg zur Bank und zur Staatskasse. Anschließend fahren sie mit Ihnen ins Hotel und holen Ihre Sachen. Ich bereite inzwischen alle Schritte für die Abschiebung vor. In zwei Stunden werden Sie zur Grenze gebracht.“

Es geht im Laufschrift zur Bank, doch wie viel Geld sollen wir eintauschen? Wir haben keine Ahnung, was die Gerichtsverhandlung und der Anwalt gekostet haben und was das Hotel kosten wird.

„Wir müssen erst zur Staatskasse und dem Hotel und nach den Kosten fragen, dann zur Bank, Geld tauschen, und dann noch mal zu Staatskasse und zum Hotel um zu bezahlen“, macht Frank dem Polizisten klar. Der ist clever und versteht das Problem sofort. Und Entscheidungsgewalt hat er auch. Nach einem kurzen Gespräch

mit dem Bankmanager und dem Kassierer bekommt er gegen Unterschrift ein Bündel Geldscheine ausgehändigt.

Inzwischen steht vor der Bank ein Polizeiwagen und wir fahren zur Gerichtskasse. Umgerechnet sind 15,- Euro pro Person für Gericht und Anwalt fällig. Wir hatten mit deutlich mehr gerechnet.

Im Hotel sind 120,- Euro fällig, davon war das Frühstück die teuerste Leistung, die wir in Anspruch genommen hatten. Zurück zur Bank. Der Polizist gibt das restliche Geld dem Kassierer zurück und wir zahlen die Differenz.

Jetzt heißt es Beeilung, denn die zwei Stunden sind bald um und wir müssen noch unseren Toyo vom Hotelparkplatz befreien.

Doch vor unserer entgeltigen Abreise gehe ich noch mal zur Rezeption und frage den Portier: „Wer ist eigentlich der ältere Herr mit den weißen Haaren, der uns am ersten Abend hier her brachte, Tee ausgegeben hatte und dann selbst keine Zeit hatte, zu bleiben?“

„Das ist der Chef der Geheimpolizei“, beantwortet er meine Frage.

Als wir auf den Polizeihof fahren, trauen wir unseren Augen nicht. Der Konvoi, welcher uns nach Marokko begleiten soll, besteht aus drei Toyota-Landcruiser Pickups vom Militär. Alle Fahrzeuge sind mit jeweils sechs schwer bewaffneten Soldaten besetzt. Dazu ein Landcruiser Station in dunkelblauer Farbe von der Polizei und weitere zwei normale Streifenwagen. Die Abschiebung soll im 120 km entfernten Beni Ounif erfolgen.

Wir machen uns mit unseren sechs Begleitfahrzeugen auf den Weg. Mit Blaulicht und Sirene jagen die beiden

Streifenwagen voraus, gefolgt von den Militärgeländewagen. Hinter uns drängelt der dunkelblaue Polizeitoyota. Es geht in atemberaubender Geschwindigkeit durch die Stadt. Rote Ampeln, Verkehrsschilder oder Fußgänger, nichts ist von Bedeutung.

Am Stadtrand stoppen die beiden Streifenwagen und kehren um. 20 km später stoppt der Konvoi an einem Militärcheckpoint. Wir wundern uns über die massive Straßensperre und die beiden Panzer, welche schussbereit am Straßenrand in Deckung stehen. Die Soldaten steigen von ihren Pick-ups und ziehen kugelsichere Westen an. „Was ist hier so gefährlich?“, frage ich den Polizisten am Steuer des Landcruisers hinter uns. Dieser hatte ebenfalls schon seine kugelsichere Weste angezogen.

„Wir fahren jetzt durch ein gefährliches Gebiet. Terroristen treiben sich hier herum und verüben Anschläge“, ist seine knappe Antwort.

„Brauchen wir denn keine solche Westen?“, frage ich weiter. „Nein, wir sind ja zu eurem Schutz dabei.“

„Inschalla!“, murmele ich undeutlich.

Ab jetzt fahren wir mit Vollgas über die Landstraßen und die Polizei im Rückspiegel macht Zeichen, noch schneller zu fahren.

„Die spinnen doch“, ist die Reaktion von Frank. Kurz vor 4 Uhr am Nachmittag erreichen wir die Grenzstation. Rechts bei den Grenzbaracken stehen acht Mannschaftswagen des Militärs. Dazu mehr als ein Dutzend Geländewagen. Mehr als 100 Soldaten haben den vor fünf Tagen noch unüberwindbaren Graben an einer Stelle zugeschaufelt. Eine schweißtreibende Angelegenheit, alles nur wegen uns.

Im Schrittempo werden wir zu einer Baracke geleitet. Ein Offizier bietet uns Tee an. Seine Brust ist zu

schmächtig für die ganzen Orden, die man ihm angehängen hat. Jetzt bekommen wir unsere Pässe ausgehändigt und bei einem letzten Verhör müssen wir Rede und Antwort stehen. Es wiederholt sich das Befragungsschema der letzten Tage.

„Wo seit ihr über die Grenze?“ und „Warum?“

„Sollen wir ihm die Koordinaten vom Loch im Zaun nennen?“, fragt Frank, „uns kann jetzt nichts mehr passieren und nutzen können sie uns auch nicht mehr.“

„Ich würde bei unserer Version bleiben und ihnen nichts sagen. Sonst glauben sie, wir hätten sie die ganze Zeit an der Nase herumgeführt und im Nu sind wir wieder unter Spionageverdacht. Jetzt die Wahrheit sagen, macht alles komplizierter.“

„Hast recht, also bleibt es bei Nomaden der Wüste.“

Der Offizier fragt nicht weiter nach und lässt uns nach der Teerunde gehen.

Wir treten aus der dunklen Baracke ins grelle Sonnenlicht und sind geblendet. Als sich meine Augen an das Licht gewöhnt haben, erkenne ich den netten, älteren, weißhaarigen Chef der Geheimpolizei aus Béchar. Lächelnd kommt er auf uns zu.

„So, die Sache ist nun abgeschlossen, in wenigen Minuten sind Sie in Marokko. Es tut mir leid, dass Sie unser Land nicht in besserer Erinnerung behalten. Aber vielleicht besuchen Sie uns noch mal, Sie sind jederzeit gerne eingeladen.“

„Sie irren sich, wir behalten ihr Land in sehr guter Erinnerung. Man hat uns immer völlig korrekt behandelt und wir selbst haben die Probleme verursacht, nicht Sie. Im Gegenteil, es tut uns leid, dass Sie nun einen so schlechten Eindruck von Deutschen erhalten haben.“

„Nein, Sie haben keinen schlechten Eindruck hinterlassen, im Gegenteil. Viele, mich eingeschlossen, beneiden Sie um Ihren Mut. Keiner von uns hätte sich über die Grenze gewagt. Und wir haben gesehen, dass Deutsche auch die Verantwortung für ihr Handeln übernehmen. Als Sie den einen Morgen verschwunden waren, dachten viele in der Polizei, Sie seien geflohen. Als Sie aber am Abend zurück gekommen sind, haben Sie großen Respekt von mir erhalten und mich nebenbei aus einer misslichen Lage befreit, denn ich hatte anfangs veranlasst, Sie aus dem Gefängnis ins Hotel unter Arrest zu stellen.“

„Es freut uns, dass Sie es so sehen, aber letztendlich war es mehr ein naiver Gedanke von uns, als wahrer Mut.“

„Wie dem auch sei. Ich würde Sie zum Abschied gerne zum Tee einladen. Ich habe zwar wieder keine Zeit, aber diesmal nehme ich sie mir, es wäre eine große Ehre für mich, wenn Sie die Einladung annehmen würden.“

„Die Ehre ist ganz auf unserer Seite.“

Wir gehen zurück in die Baracke, der Geheimdienstchef wechselt ein paar Worte mit dem Offizier, dieser verlässt daraufhin die Hütte. Wir hören, wie draußen ein Geländewagen mit hoher Geschwindigkeit davon rast.

Wenige Minuten später bringt ein Soldat ein Tablett mit Teegläsern und einer Kanne frisch gekochtem Tee. Wir unterhalten uns über unsere Familien, unseren früheren Reisen in die algerische Sahara und den Reiz der Wüste. Ich weiß nicht, wie viel Zeit verging.

Irgendwann kommt der Geländewagen zurück und macht eine Vollbremsung vor unserer Baracke. Ein Soldat bringt zwei große Pakete. Der nette Geheimpolizist entfernt das Papier und zum Vorschein kommen 15 gegrillte Fleischspieße. Im anderen Paket ist eine große Schale Pommes.

„Ich habe etwas zu Essen kommen lassen. Im Protokoll habe ich gelesen, dass Sie am liebsten gegrillte Fleischspieße mit Pommes essen. Dazu kalte Cola.“

Im gleichen Moment kommt der Soldat erneut zur Tür herein, diesmal mit drei gekühlten Flaschen Cola.

„Leider sind die Spießchen aus Beni Ounif und nicht von Ihrem Restaurant gegenüber der ehemaligen Kirche.“

„Sie sind sehr gut über uns informiert, der Tierarzt ist bestimmt einer ihrer Mitarbeiter?“

„Ich kenne keinen Tierarzt, aber es arbeiten viele Leute für mich. Lassen Sie uns nicht vom Geschäft reden.“

Nach dem Essen fällt der Abschied fast schwer.

„Wenn Sie wieder mal in Béchar sind, kommen Sie mich besuchen, Sie sind meine Gäste.“

Unser Lächeln muss gequält ausgesehen haben, denn er lacht: „Nein, nicht Gäste der Polizei, meine privaten Gäste.“

Wenige Minuten später sind wir über den Graben in Marokko.

Verloren

Die ersten Sonnenstrahlen wecken mich. Ich liege in meinem Schlafsack neben dem Toyota im Wüstensand. Es ist kalt und in meinem Schlafsack so schön warm, ich will gar nicht aufstehen. Ich höre das Fauchen des Bunsenbrenners, auf dem Frank schon Teewasser aufgesetzt hat. Dies ist unsere zweite gemeinsame Wüstentour. Diesmal führt die Route uns von der Oase Djanet in Südalgerien nach Bilma in Niger. Von dort soll es quer durch die Ténéré-Wüste nach Agadez gehen und am Ostrand des Air-Gebirges wieder zurück nach Tamanrasset, in Algerien.

Die Unternehmung ist nicht ganz ungefährlich. Räuberbanden haben in dem Gebiet wiederholt Reisende überfallen, ausgeraubt und die Geländefahrzeuge gestohlen.

Aber nicht nur das eine Risiko droht, zudem sind wir allein unterwegs, denn es fand sich niemand, der die Reise mit uns antreten wollte. Zwei Fahrzeuge wären natürlich besser gewesen, denn wir haben ca. 700 km einsame Wüste bis Dirkou vor uns und von Dirkou sind es nochmals 700 km durch die Ténéré nach Agadez. Außer mit Banditen und Schmugglern ist mit niemandem zu rechnen. Im Falle eines technischen Defekts am Fahrzeug werden wir auf uns selbst angewiesen sein. Aber es ist wie es ist.

Die Zollformalitäten haben wir am Abend vorher schon in Djanet erledigt und sind noch ca. 30 km in Richtung Süden aus der Stadt heraus gefahren. Hier liege ich nun im feinen Sand. Keiner soll unsere genaue Aufbruchszeit wissen. Wer einen Überfall plant, soll es nicht zu leicht haben.

Während ich den heißen Tee schlürfte, schleichen sich die Erinnerungen an die vergangenen vier Tage in meine Gedanken. Sabine hatte mich nach Frankfurt zum Flughafen gebracht und mit dem Flieger ging es für mich innerhalb von 2 ½ Stunden nach Djerba in Tunesien, wo mich Frank mit seinem vollgetankten Toyota Landcruiser HJ 61 schon erwartete.

In den darauf folgenden Tagen ging es durch sehr langweilige Landschaft nach Hassi-Messaoud in Algerien, wo wir uns für die nach Osten verlaufende Strecke Richtung El Borma entschieden, da sie uns landschaftlich reizvoller erschien, als die gute und direkte Verbindung über Bordj Omar Driss.

Hier konnten wir üben, im Sand zu fahren, denn große Teile der ursprünglichen Teerstraße waren mit Dünen zugeweht und nur mit Allradantrieb zu bewältigen. Überall verzweigten Spuren und Pisten von Ölgesellschaften, die hier Probebohrungen durchführten oder Pipelines verlegten.

Das brachte uns auf eine der besten Ideen der Reise:

Der Landcruiser hatte einen 80 Liter Dieseltank und Frank hatte einen 130 Liter Zusatztank eingebaut, was eigentlich als ausreichend betrachtet werden konnte, da der Toyota auf Teer ca. 15 Liter pro 100 km verbraucht und wir auf Sandpisten mit ca. 20 Litern rechneten. So hatten wir eine Reichweite von ca. 1000 km im Gelände. Am Straßenrand oder bei Bohrtürmen findet man zahlreiche leere 200 Liter Ölfässer. Von diesen wollten wir uns eines auf den Dachgepäckträger binden und als „Ersatzkanister“ benutzen.

Gesagt, getan. Schon war unsere Tankkapazität verdoppelt. 400 Liter Diesel konnten jetzt gebunkert werden. Genug für Distanzen von bis zu 2000 km.

Zwei Tage später gegen Mittag erreichten wir die Oase Djanet im Südosten Algeriens. Die Landschaft war beeindruckend. Bizarre, freistehende und zu seltsamen Formen erodierte Felstürme, wohin man sah. Einfach grandios.

Gestern haben wir nur noch unseren Toyota randvoll tanken und alle Formalitäten bei Polizei und Zoll für die Ausreise aus Algerien erledigen müssen. Die Zollprozedur und das Papiere stempeln zogen sich fast 3 Stunden hin, da der Mann mit dem Stempel schon Feierabend hatte und extra wegen uns noch mal gesucht werden musste.

„Trink deinen Tee mal leer, du bist hier nicht im Büro, wo du dich den ganzen Vormittag an der Tasse festhalten kannst.“ Frank reißt mich aus meinen Gedanken.

Ich rolle meinen Schlafsack zusammen und werfe ihn auf die Rücksitzbank, alles andere hat Frank schon verstaut. Abfahrt.

Die Orientierung fällt nicht schwer, die Franzosen haben vor 50 Jahren, als Algerien und Niger noch französische Kolonien waren, die Piste mit Eisenstangen markiert. Diese Stangen stehen noch heute im Abstand von fünf Kilometern im Wüstensand, wenn auch nicht mehr vollzählig. Fahrzeugspuren folgen der Markierung, aber diese Spuren sind schon deutlich verweht, wahrscheinlich ist hier schon seit Wochen, oder gar Monaten, niemand mehr unterwegs gewesen.

„Frank, wir sollten besser nicht den Spuren und der Markierung folgen. Vielleicht gibt der Zöllner den Räubern Tipps gegen Beutebeteiligung, und informiert sie, wann sich Fahrzeuge auf den Weg machen. Die Banditen würden damit rechnen, dass wir den Spuren folgen. Sie bräuchten nur auf uns warten.“

„Ja, wir könnten einige Kilometer weiter westlich fahren, sodass wir von der Piste aus nicht gesehen werden. Aber dann müssten wir die Orientierung selbst übernehmen.“
„Das wäre wohl das kleinere Übel. Und wir sollten umdrehen, die Piste in einem spitzen Winkel verlassen und dann einen weiten Bogen fahren, damit mögliche Verfolger nicht erkennen können, dass wir uns von der Markierung gelöst haben.“

Zur Navigation benutzen wir ein GPS-Gerät, das uns jederzeit die exakten Koordinaten unseres Standorts liefert. Gibt man die Koordinaten des Ziels in das GPS-Gerät ein, errechnet es automatisch den Kurs. Mit Landkarten sind wir ebenfalls gut ausgestattet. Wir haben amerikanische Fliegerkarten und französische IGN-Detailkarten im Maßstab 1:250.000 dabei.

Die Landkarten habe ich in DIN-A4 große Teile zerschnitten und in Klarsichthüllen in einen Ordner gesteckt. Dann die einzelnen Blätter durchnummeriert und die Übergänge bezeichnet. So kann ich die Karten wie einen Straßenatlas benutzen, ohne ständig auf dem Beifahrersitz mit den riesigen Karten hantieren zu müssen.

Wir fahren ca. fünf Kilometer genau 270 Grad nach West und ändern dann die Richtung auf 150 Grad Richtung Süd-Süd-Ost.

Der Untergrund ist sandig, aber fest und gut zu befahren, zumal wir den Luftdruck in den Reifen auf 1,6 Bar reduziert haben. Spuren gibt es hier keine und wir haben ein Gefühl von Freiheit. Dennoch sind wir aufmerksam. Frank konzentriert sich auf das Fahren, ich kontrolliere den Kurs und suche die Gegend nach Fahrzeugspuren ab. Plötzlich sehe ich, wie sich östlich von uns etwas bewegt.
„Hey Frank, da hinten war was!“

„Wo? Was?“

„Links von uns, ich hab's nicht erkennen können. Vielleicht eine Gazelle, vielleicht auch nur eine alte Plastiktüte, die vom Wind davon getragen wird. Vielleicht auch das Spiegeln einer Autoscheibe in der Sonne, ich weiß es nicht.“

Frank lässt den Toyo ausrollen und kurbelt die Seitenscheibe runter.

„Im Handschuhfach liegt das Fernglas, gib mal her.“

„Und, siehst du was?“

„Nee, nichts.“

„Lass mich mal gucken.“

Wir suchen die östliche Richtung gründlich ab, aber entdecken können wir beide nichts.

„Da war nichts, du hast dich geirrt. Wohl doch zu schwache Nerven, was?“, grinst Frank.

„Ja, kann sein, vielleicht hast du recht“, lenke ich ein und ignoriere die Bemerkung. „Aber was ist, wenn nicht und da ist wirklich jemand?“

„Lass uns mal überlegen. Im schlimmsten Fall verfolgt uns jemand und im allerschlimmsten Fall sind es Banditen. Wenn es Banditen sind, dann würde ich lieber hier überfallen werden, als in ein oder zwei Stunden. Jetzt könnten wir noch die 30 oder 40 km zum Flughafen von Djanet zurück laufen, falls sie uns den Toyo wegnehmen. In zwei Stunden sind es bestimmt schon 100 km, oder mehr“, mutmaßt Frank.

„Wahrscheinlich ist da wirklich nichts, aber wenn wir jetzt nicht hinfahren und uns davon überzeugen, werden wir immer das Gefühl haben, verfolgt zu werden.“

„Gut, wir drehen um und fahren auf den Punkt zu, den du gesehen hast.“

„Okay, dann mal los. Dahinten rüber, zu dem einzeln im Sand liegenden Felsbrocken.“

Wir sind auf ca. 300 m an den Felsen heran gefahren, als Frank plötzlich losschreit:

„Dahinten, neben dem Felsen, da liegt einer im Sand!“

„Das ist ein Trick“, schreie ich zurück.

„Los, zurück. Vollgas Richtung Nord!“

Frank schaltet einen Gang runter, gibt Gas und reißt das Steuer rum. Der Toyota beschleunigt merklich, der Drehzahlmesser ist kurz vor dem roten Bereich und die Tachonadel nähert sich der 70. Der Untergrund ist eben, kein Graben, kein Kamelgras kann uns gefährlich werden. Man könnte hier mit über 100 Sachen durch den Sand pflügen. Ich beuge mich zum Seitenfenster heraus, um zu sehen, ob uns jemand verfolgt.

„Und, ist da einer?“, will Frank wissen.

„Nein, zumindest kann ich nichts erkennen. Ich glaube, da ist keiner hinter uns her.“

Frank nimmt den Fuß vom Gas und lässt den Toyo im zweiten Gang mit niedriger Drehzahl dahinbrummen.

„Und jetzt? Was machen wir?“, fragt Frank. Die erste Aufregung legt sich wieder.

„Keine Ahnung, was ist das für einer? Was macht der da? Meinst du, der braucht vielleicht Hilfe?“

„Die Fragen klären wir nur, wenn wir noch mal hinfahren.“

„Lass uns vorher überlegen, was wir tun.“

„Wir fahren in unseren eigenen Spuren zurück, dicht auf den Felsen zu. Wenn es doch ein Hinterhalt ist, können wir noch nach Westen ausweichen, nach Norden drehen und zurück nach Djanet fahren. Wenn wir doch keinen Hinterhalt erkennen, fahren wir erst mal vorbei, drehen ein Stückchen weiter noch mal um und gucken dann, was wir machen können. Was meinst du?“

„Okay, einverstanden. Also zurück?“

„Ja.“

Frank dreht den Wagen und mit jedem Meter, den wir wieder auf den Felsbrocken zufahren, steigt die Spannung.

„Da, ich sehe ihn, da liegt einer!“

„Ich fahr erst mal vorsichtig dran vorbei.“

„Halt genug Abstand, falls der 'ne Knarre hat.“

Der Mensch steht auf und sackt sofort wieder in sich zusammen.

„Hast du das gesehen? Der ist kurz vorm Ende.“

„Ja, aber fahr trotzdem weiter, es kann auch ein ganz gemeiner Trick sein.“

Frank tritt das Gaspedal weiter durch.

„Und? Siehst du was? Tut sich da was?“

„Nee, der liegt wieder im Sand, sonst sehe ich nichts.“

„Dann dreh ich wieder um?“ Das war keine Frage, eher eine Feststellung.

„Okay, aber fahr nicht zu dicht ran. Lass mal ruhig 50 m Abstand, ich steige aus und geh' zu ihm hin, du bleibst im Auto. Wenn das ein Hinterhalt ist, bretterst du einfach mit dem Toyo da rein und holst mich da raus!“

„Klar.“

Frank stoppt den Wagen wie abgesprochen in Fluchtrichtung, 50 m vor dem Mann, der jetzt im Sand kniet. Ich steige aus und gehe auf den Mann zu, während Frank im Toyota bleibt und die Situation beobachtet, alles wie abgesprochen.

Ich gehe langsam, bin hellwach, voll konzentriert und beobachte alles ganz genau. Es ist ein Schwarzafrikaner, kurze Haare, zerfetztes weißes Hemd und zerrissene Jeans, keine Schuhe. Nur eine schwarze Plastiktüte liegt vor ihm. Ich spüre, wie meine Halsschlagader pocht und kann das Blut in meinen Ohren rauschen hören. Der Mann, Mitte 20, greift in die Plastiktüte. Ich bin noch fünf Meter von ihm entfernt.

„Scheiße, der hat 'ne Knarre!“, geht es mir durch den Kopf. „Das war alles ein Trick.“

Ich bleibe stehen, die Hand in der Jackentasche, das Tränngas griffbereit. Aber was will ich mit Pfefferspray gegen eine Wumme machen? Ruckartig zieht er seine Hand aus der Tüte, mir stockt der Atem. Doch da liegen auf einmal Geldscheine vor mir im Sand.

„Help me, please, water, water, help me!“ Er holt zwei weitere Bündel Geldscheine, mit Gummiringen zusammengebunden, aus der Tüte und wirft sie vor mich hin. Die Tüte ist jetzt leer und der Wind weht sie davon. Dann bricht er wieder zusammen. Ich wundere mich, er spricht englisch und nicht französisch, wie die Leute in Algerien oder Niger.

Wo kommt der her? „Frank, bring meine Wasserflasche – schnell, der kriecht!“

Die Geldscheine werden ebenfalls vom Wind erfasst, ich renne hinterher und sammele sie ein. Als ich sie ihm zurück geben möchte, will er sie nicht annehmen. „I need only help.“ Es sind einige hundert US-Dollar, ein Bündel CFA, die Währung der französischen Länder Westafrikas, und ein Bündel einer Währung, die ich nicht kenne.

Frank fährt langsam mit dem Toyota bis auf zehn Meter an uns ran, steigt aus und reicht mir mit der linken Hand meine Wasserflasche, eine alte PET-Colaflasche. In der rechten Hand hält er ein ca. 50 cm langes Alurohr als Schlagwaffe, falls die Situation doch anders ist, als sie bisher aussieht.

Der Toyota steht mit laufendem Motor und geöffneten Türen in Fluchtrichtung hinter uns. Ich gehe dichter an den Verdurstenden heran. Als ich mich bis auf einen Meter genähert habe und ihm die Wasserflasche geben will, macht der Mann plötzlich einen Satz nach vorne und

ergreift mein Bein. Ich erschrecke, weiche zurück und brülle. Frank ist ebenfalls geschockt, alles sieht nach Angriff aus. Frank springt auf ihn zu und stößt ihn zu Seite, er fällt sofort wieder regungslos in den Sand und bleibt liegen. Zu seinem Glück, so konnte ich meinen Fußtritt noch abbremsen und ebenso Frank den Schlag mit dem Alurohr. Da hat er noch mal Glück gehabt. Er kommt wieder zu sich und erklärt die Situation. Er wollte mir nur die Füße küssen, aus Dankbarkeit.

Seine Dankbarkeit hätte ihm ganz schön gefährlich werden können.

„All, what you're going to do, make it really slowly“, ermahnen wir ihn eindringlich. Er nickt.

Ich gebe ihm meine Wasserflasche, er leert sie gierig in einem Zug, den ganzen Liter. Frank füllt die Flasche auf und auch diese schüttet er in großen Schlücken in sich hinein, wobei die Hälfte daneben läuft.

„Wie kann man solche Mengen auf einmal trinken?“, frage ich.

„Warte ein paar Minuten, der wird gleich kollabieren und alles auskotzen.“

„Was machen wir mit ihm? Wir können den ja nicht hier liegen lassen.“

„Nein, der muss auf jeden Fall ins Krankenhaus, oder mal zumindest zu einem Arzt. Guck mal wie der aussieht, wir fahren ihn nach Djanet.“

Jetzt erst merke ich, wie verschrumpelt seine Haut ist, als hätte er zu lange in der Badewanne gelegen.

„Okay, wir fahren zurück nach Djanet. Am Besten legen wir ihn auf den Dachgepäckträger, da kotzt er uns nicht ins Auto. Ich setzte mich dazu, damit er nicht runter fällt.“

Frank hilft dem Afrikaner auf und ich klettere mit ihm über die Motorhaube auf den Dachgepäckträger des Landcruiser. Auf dem Dachgepäckträger haben wir eine Holzplatte montiert, auf der Frank nachts schläft. Rechts und links stehen zwei Alukisten, auf die ich mich jetzt setze und Frank reicht ihm eine alte, dicke Jacke, welche wir als Geschenk für Nomaden dabei haben, damit er sich gegen den kalten Morgenwind schützen kann.

Es scheint ihm besser zu gehen.

„Wo kommst du her?“, wollen wir wissen.

„Aus Nigeria.“

„Was ist passiert?“

„Wir waren 14 Männer, wir haben in Nigeria viel Geld bezahlt damit man uns nach Europa bringt. Meine Familie und meine Freunde haben ihr ganzes, gespartes Geld zusammengelegt. Wirklich alles, was sie hatten. Von Agadez fuhren wir mit einem großen Lastwagen durch die Wüste, mehrere Tage. Wenn wir was zu essen haben wollten, oder auch nur Wasser, mussten wir wieder viel Geld bezahlen. Dann mussten wir auf zwei Pick-up Geländewagen umsteigen. Wir fuhren in der Nacht und ohne Licht.

Plötzlich hielten sie an und wir mussten absteigen, mitten in der Wüste. Sie sagten, wir sollten immer weiter in dieselbe Richtung laufen, später würden wir dann Lichter sehen, die Lichter der Oase Djanet, es seien nur 30 km. Aber es war nichts zu sehen. Auch später nicht. Ich war noch nie zuvor in der Wüste und dann habe ich auch noch die Anderen verloren. Ich habe auch keine Lichter gesehen. Sechs Tage bin ich hier draußen herumgelaufen, mein Wasser war nach zwei Tagen aufgebraucht. Nach und nach habe ich mein gesamtes Gepäck weggeworfen, es wurde mir immer schwerer und unwichtiger. Ich habe nur die Plastiktüte mit dem Geld behalten.“

„Was hättest du in Djanet gemacht, wenn du angekommen wärst?“ Wir sind erschüttert. Ein Glück, dass wir noch mal umgedreht sind.

„Es gibt dort einen geheimen Treffpunkt, wo wir Wasser und Brot bekommen hätten. Jemand hätte uns weiter nach Tunesien geholfen und von dort weiter nach Italien. In Italien gibt es viel Arbeit und ich könnte Geld verdienen und davon etwas meiner Familie schicken, damit sie versorgt ist.“

„Wir fahren jetzt ins Krankenhaus. Kann sein, dass das Ärger gibt“, informieren wir den Verzweifelten.

„Ist mir egal, ich will nur nicht sterben. Ich bin so froh, dass es da draußen endlich vorbei ist, es war die Hölle. Ich dachte immer, ich muss sterben. Am Anfang hatte ich große Angst zu sterben, zum Schluss war mir alles egal, ich wollte nur noch, dass es aufhört.“

Wir fahren am Flugplatz vorbei, die Leute auf der Straße starren uns an. Das Zollgelände ist nicht weit entfernt, der Zöllner kennt uns noch von gestern. Er versteht die Situation sofort, gibt ein paar Kommandos an seine Mitarbeiter und setzt sich neben Frank auf den Beifahrersitz. Wir fahren am Camping des Hotels „Zeriba“ vorbei, am Marktplatz und auch am Krankenhaus.

„Frank, was ist los, das Krankenhaus ist links“, rufe ich von oben zur geöffneten Seitenscheibe hinein.

„Der Zöllner sagt, wir müssen erst zur Polizei.“

„Was soll das?“

„Keine Ahnung, er sagt, wir müssen!“

Die Polizeistation liegt einige Meter weiter auf der anderen Straßenseite. Das Tor zum Innenhof steht weit offen und so fahren wir direkt in den Hof. Ein gut genährter, uniformierter Polizist schlurft schwerfällig aus dem Gebäude.

Er guckt nicht gerade freundlich, eher wirkt er genervt, weil ihn jemand bei seinem Schläfchen oder bei der Teerunde stört. Die Begrüßung ist kurz, für arabische Verhältnisse schon fast unhöflich.

Der Zöllner wechselt mit dem Polizisten ein paar schnelle Worte auf arabisch. Wir verstehen kein Wort, denken jedoch, dass er die Situation erklärt.

„Willkommen sind wir hier nicht“, stellt Frank treffend fest.

Der dicke Polizist kommt zu uns ans Auto: „Los, runter da, du stinkender Neger, beweg dich!“

Dabei zerrt er dem Nigerianer am Jackenärmel so grob, dass die Naht aufreißt. Ich sehe Entsetzen in Franks Gesicht, mir geht es genau so.

Dann richtet er sein Wort an uns: „Warum habt ihr den Schwarzen eingesammelt? Lasst die Scheiße doch da draußen liegen. Wir haben jetzt wieder nur Arbeit mit dem Gesindel. Ich lass die Neger alle da draußen, wenn ich einen bei der Patrouillenfahrt sehe.“

In unfreundlichem Ton brülle ich zurück: „Finger weg! Fass ihn nicht an! Was soll das? Er ist ein Mensch und kein Tier. Zudem ist es meine Jacke, die du da zerrissen hast.“

Der vollgefressene Polizist lässt die Jacke los und geht einige Schritte zurück. Völlige Ruhe, keiner sagt etwas, wir gucken uns nur gegenseitig böse an. Obwohl sich inzwischen eine beachtliche Menschenmenge um uns versammelt hat, kann man das leise Quietschen der stählernen Eingangstür im Wind hören.

Frank unterbricht die Stille und wendet sich sehr sachlich an den Polizisten: „Wie ist hier die rechtliche Situation, was passiert mit ihm?“

„Er ist mein Gefangener. Ich werde ihn einsperren und wenn er Geld hat, mit dem nächsten Flugzeug abschieben. Wenn er kein Geld hat, kann er durch die Wüste zurück laufen.“

Natürlich hatte ich davon schon in den Medien gehört, dass Festgenommene, von uns Europäern als Wirtschaftsflüchtlinge bezeichnet, faktisch rechtlos sind und teilweise einfach in der Wüste ausgesetzt werden und dort umkommen. Doch glauben konnte ich ein so brutales Vorgehen bislang nicht. Und auch jetzt können wir beide nicht fassen, wie der fette Polizist, ohne jede Gefühlsregung ausspricht, dass er ihn verrecken lässt, wenn er den Rückflug nicht bezahlen kann.

Plötzlich habe ich wieder Bilder aus Béchar vor Augen. Vor fünf Jahren, als wir wegen illegalem Grenzübertritt inhaftiert waren, befanden sich in der Nachbarzelle ebenfalls mehrere Schwarzafrikaner, die auf ihre Abschiebung warteten. Wie wird mit denen umgegangen worden sein? Ist der fette Polizist wohl eine Ausnahme? Unwahrscheinlich.

„Er muss dringend ins Krankenhaus, er wäre beinahe verdurstet“, unterbricht Frank meine Gedanken.

„Der braucht keinen Arzt, los, runter vom Auto, du dreckiger Neger!“

Ich spüre die Angst des Afrikaners, der neben mir sitzt und zittert. Mir reicht es und ich wende mich an Frank: „Was willst du mit diesem fetten Rassisten diskutieren, das bringt doch nichts. Los, wir fahren ins Krankenhaus.“

Und zum Polizisten gewandt: „Wir fahren jetzt ins Krankenhaus und lassen ihn untersuchen. Der Arzt entscheidet, ob er haftfähig ist, oder nicht. Wenn du ihn jetzt verhaftest, informiere ich sofort meine Botschaft,

Amnesty International, Human Rights und andere Menschenrechtsorganisationen. Ich werde die Reise abbrechen, zurück nach Deutschland fahren und Interviews in Fernsehen und Radio geben. Und deinen Namen werde ich überall ganz deutlich nennen. Ich werde alles daran setzen, dir hier den größten Ärger zu machen, den du dir nur vorstellen kannst.“

Die Antwort kommt prompt: „Wenn dir soviel an dem Neger liegt, nimm ihn doch mit nach Deutschland! Oder du und deine tollen Organisationen schaffen ihn zurück, aber ihr, in Deutschland, wollt die doch auch nicht. Jede Woche kommen 20, manchmal 30 von denen hier in Djanet an. Wir haben die ganze Arbeit mit denen, nicht ihr. Und wenn ihr noch ein bisschen weiter da draußen rumfahrt, werdet ihr noch mehr von der Sorte finden, halbverdurstet oder schon tot. Wenn ihr auch nur noch einen von denen zu mir in meine Stadt bringt, sperre ich euch ein, als Helfer von Menschenschmugglern! Ich warne euch. Hier habe ich das Sagen, nicht eure Presse.“

„Damit machst du uns keine Angst!“, lüge ich. „Wir fahren jetzt ins Krankenhaus.“

Frank startet den Motor und wir rollen langsam aus dem Hof zurück auf die Straße. Der Polizist bleibt stehen und lässt uns fahren. Die Menschenmenge läuft im Eilschritt neben dem Auto her. Ich frage den Nigerianer: „Alles klar? Der Polizist ist ein Idiot.“

„Ich bin so froh, dass ich lebe. Alles ist besser als die Wüste.“

Wir biegen auf den Hof des Krankenhauses. Die Nachricht hat sich schon verbreitet, denn ein Arzt erwartet uns bereits vor der Tür, ebenso drei Helfer mit einer Trage. Der Nigerianer wird vom Dachgepäckträger gehoben und

ins Untersuchungszimmer getragen. Der Arzt untersucht ihn gründlich.

Wir stehen dabei und Frank sagt: „Geben sie ihm die gleichen Medikamente und die Aufmerksamkeit, die sie uns geben würden, wir zahlen alles.“

„Ich bin Arzt, ich mache keine Unterschiede. Das algerische Gesundheitswesen ist kostenlos, für alle, auch für den.“

Der Arzt schließt eine Infusionsflasche an seinem Arm an. Kurze Zeit später schläft unser Freund ein.

„Was wird mit ihm?“, fragt Frank den Arzt.

„Morgen wird es ihm deutlich besser gehen, aber außer Flüssigkeit zuzuführen, können wir nichts für ihn tun. Der Polizist wird ihn morgen holen und verhaften.“

„Was dann?“

„Er wird in sein Heimatland abgeschoben werden.“

„Wird man denn menschlich mit ihm umgehen? Der Polizist würde ihn doch am liebsten totschiessen.“

„Ich sage der Polizei nicht, wie sie ihre Arbeit zu tun hat, und die Polizei redet mir im Krankenhaus nicht rein“, erwidert der Arzt abgeklärt.

„Hier ist eine Plastiktüte voll Geld, die hat er da draußen für eine Flasche Wasser in den Sand geworfen. Geben Sie ihm die Tüte zurück, wenn er wieder klar denken kann!“

Wir verlassen das Krankenhaus und fahren zur Tankstelle, die verfahrenen Liter nachtanken.

An der Tankstelle ist niemand. Schließlich finden wir den Tankwart dösend auf einem alten, dreckigen Bett in einem noch älteren, noch dreckigeren Schuppen.

„Hallo“, der Tankwart blinzelt uns verschlafen an.

„Entschuldigung, wir möchten gerne tanken“, sagt Frank überaus freundlich, denn wenn er nicht aufstehen will, dann will er nicht und für uns gibt’s keinen Diesel.

„Generator schläft, kein Strom, bisschen warten, dann Pumpe läuft“, er dreht sich wieder um und zieht eine alte, dreckige Decke über den Kopf.

Frank und ich kennen Afrika, also nehmen wir es hin, wie es ist und setzten uns auf zwei Steine vor den Schuppen und warten.

„Eigentlich eine arme Sau, der kleine Schwarze.“

„Ja, der ist froh, dass er sein Leben hat, von Europa ist der geheilt“, kommen wir auf die Ereignisse des Morgens zurück.

„Aber wenn du die Zustände in seinem Land siehst, dann kannst du nur noch weglaufen. Ich würde es auch probieren.“

„Der Polizist war ganz schön wütend, hat mich gewundert, dass er sich nicht in den Weg gestellt hat, als wir zum Krankenhaus wollten.“

„Ach, der hatte vor uns genauso einen Schiss, als du ihm mit Presse und internationalen Organisationen kamst, wie wir vor ihm, als er uns drohte, uns wegen Menschen-smuggel zu verhaften.“

„Ja, vielleicht sollten wir noch mal zu ihm hin fahren, nicht dass er die Wut, die er auf uns hat, an dem Kleinen auslässt. Vielleicht können wir ihn doch noch ein bisschen besänftigen.“

„Ja, die Idee ist gut, zum Abschied beschaffen wir dem Kleinen noch eine Essensration extra im Knast, mehr können wir dann aber wirklich nicht tun.“

Plötzlich krächzt ein Transistorradio in voller Lautstärke und in dem alten Schuppen brennt eine Glühbirne. Und schon schlurft der Tankwart in seinen Badeschlappen zur Zapfsäule. Er tankt unseren Toyota randvoll, sodass der

Diesel sogar im Einfüllstutzen zu sehen ist. Dabei grinst er uns unentwegt an.

Wir fahren zurück auf den Polizeihof. Frank stellt den Wagen ausnahmsweise mal nicht quer auf den Hof, sondern parkt ordentlich ein.

„Bevor wir da jetzt rein gehen, noch mal kurz zu unserer Strategie: Wir wollen kein Streitgespräch provozieren, sondern den Polizisten milde stimmen zum Wohle von unserem Freund“, ermahnt mich Frank.

„Okay, ganz kleine Brötchen backen und keine Presse“, grinse ich zurück und nicke.

Eine Polizeiwache führt uns ins Dienstzimmer des vor knapp zwei Stunden noch wütenden Polizisten. Scheinbar ist er einer der, oder vielleicht sogar DER Chef auf dem Polizeirevier.

Frank entschuldigt sich für unseren barschen Ton, dabei hätte er sich zu entschuldigen. Aber ich halte mich zurück, kleine Brötchen eben. Wir berichten aus dem Krankenhaus und dass er den Nigerianer wahrscheinlich morgen schon verhaften kann. Aber das weiß er schon alles, denn einer seiner Polizisten war schließlich die ganze Zeit dabei.

Aber es wirkt, er ist deutlich freundlicher und lässt sogar Tee und Datteln bringen. Er backt eben auch kleine Brötchen.

„Ihr wisst nicht, was hier vor sich geht. Wir haben riesige Probleme mit den Schwarzen, da kommen jeden Monat Hunderte illegal über die Grenze, alle wollen sie nach Europa.

Vor einem halben Jahr haben wir 140 Schwarze tot in der Ténéré-Wüste gefunden. Ihr Lastwagen hatte eine Panne und alle sind verdurstet.

Im Januar fanden wir 23 Tote und 27 Leute, welche die nächsten Stunden nicht überlebt hätten. Sie hatten sich verirrt, als sie unserer Grenz-Patrouille ausweichen wollten. Wie viele auf dem Lastwagen waren, weiß kein Mensch, wahrscheinlich liegen da draußen noch jede Menge Leichen, die noch keiner gefunden hat. Das ist aber auch egal, denn die Neger vermehren sich wie die Fliegen und sind genauso unnützlich und genau so lästig.“

Sein Ton wird rassistischer, ich muss mich zusammenreißen um nicht wieder aggressiv zu werden und Frank geht es genau so. Schnell trinken wir den Tee aus und gehen.

Schweigend fahren wir zur Stadt raus. Am Flughafen vorbei. Jeder hängt seinen Gedanken nach.

„Sag mal Frank, kennst du seinen Namen?“

„Nee, ich habe ihn nicht gefragt. Du?“

„Ich auch nicht.“

Verhangen

Nachdem wir ca. 50 km in Richtung 170-180 Grad gefahren sind, taucht vor uns der Mount Tiska auf, den wir westlich umfahren wollen. Wir entdecken Spuren von drei bis vier Fahrzeugen und einem Lkw, welchen wir folgen. Doch die Spuren schwenken um in Richtung Süd-Ost und später ganz Richtung Ost. Eigentlich nicht unsere Richtung, aber die Landschaft ist äußerst reizvoll, daher folgen wir ihnen weiter, auch wenn wir befürchten, auf der Piste nach In Ezzane zu sein.

Von dort könnten wir über den „Passe de Salvador“ nach Madama reisen und die erforderlichen Formalitäten für den Niger erledigen. Unser Diesel reicht auf jeden Fall, selbst, wenn wir noch weitere Umwege fahren.

Auf festem Sand geht es durch kleine Schluchten und bizarre Steinskulpturen. Zu unserer Verwunderung ändert sich die Richtung der Spuren plötzlich in Richtung Süd und führen jetzt mitten in das Gebirge hinein. Die Landschaft wird nochmals grandioser.

Langsam kommen uns erste Zweifel, ob wir uns wirklich auf einer bekannten Piste befinden, oder ob es sich vielleicht eher um Spuren von Banditen oder Rebellen handelt, denen wir jetzt unfreiwillig in ihr Versteck folgen, denn es sind nur Spuren von vier Fahrzeugen auszumachen, und Möglichkeiten, in einer der vielen Schluchten oder Höhlen unbemerkt Zuflucht zu finden, gibt es reichlich.

Wir verlassen die Spuren und suchen uns einen eigenen Weg. Nach einigen Kilometern sehen wir auch den Berg Adrar Mariaou, der am Rande der Ebene liegt, in welcher die alte Berliet-Piste nach Chirfa verläuft.

Unser Vorhaben klappt und wir finden eine Passage, durch die wir in die Ebene gelangen. Das Fahren wird schwieriger, da es einige tückische, weiche Sandstellen gibt.

Doch schon bald verschwindet die Gebirgskette im Rückspiegel und es wird langweilig. Wir fahren auf Sand durch eine endlose Ebene, immer gerade aus. Kein Hügel, keine Gräben, noch nicht einmal ein Haufen Sand bringt Abwechslung. Es ist einfach nur flach.

Stunden später entdecken wir ein altes Autowrack, scheinbar die Reste eines Rallye-Fahrzeuges, die einzige Abwechslung an diesem Tag. Mit Einbruch der Dunkelheit halten wir an und errichten unser Nachtlager.

Am nächsten Tag taucht, nach drei Stunden Fahrt, im Osten eine Gebirgskette auf. Wir vermuten die Abbruchkante des Plateau du Djado und fahren darauf zu. Dem Gebirge folgen wir nach Süden und erreichen gegen zehn Uhr die erste Oase im Niger, Chirfa.

Langsam nähern wir uns einer Lehmhütte, auf der die Fahne des Niger weht. Die Lehmhütte ist verlassen, der Ort liegt auf einer kleinen Anhöhe, welche von uns nicht ganz einsehbar ist. Doch schon kommen einige Männer auf uns zu gelaufen.

Wir sind gespannt, haben wir doch einige Geschichten von Korruption, Willkür und Bestechung gehört. Die Männer entpuppen sich als Militärs und Polizisten. Die Kontrolle ist korrekt und wir wünschen einen Stempel in unseren Pass, damit wir bei späteren Kontrollen nicht als illegale Grenzgänger angesehen werden.

Wir machen einen kleinen Abstecher nach Djado, einer Ruinenstadt des Altertums, ca. 10 km weiter im Norden. Die Zufahrt erweist sich als schwierig, da es im Slalom

durch einen üppigen Palmenwald geht. Rund um die Ruinen leben Menschen in Gras- oder Basthütten. Sie winken.

Jemand bietet sich als Führer durch die Ruinen an, und wenig später kriechen wir durch kleine Tunnel, laufen durch dunkle Gänge, steigen über umgeknickte Palmstämme und haben Spaß, die Ruinenstadt zu erforschen.

Nach der üblichen Teezeremonie als Zeichen der Gastfreundschaft geht es am Nachmittag weiter Richtung Seguedine. Es gibt eine Piste, welche durch Kamelspuren und herumliegendem Kamelkot gut zu erkennen ist. Die Oase Chirfa scheint überwiegend von Karawanen versorgt zu werden.

In Seguedine angekommen, melden wir uns beim Militär. Hier werden wir überaus zuvorkommend und freundlich behandelt. Keinerlei Bettelei seitens der Militärs. Der Oberst scheint in Frankreich ausgebildet worden zu sein, denn er verfügt über Manieren, er spuckt nicht in die Ecke und hält uns sogar die Tür auf. Er ist einer der wenigen Militärs in Niger, dem wir Respekt zollen.

Das Gespräch verläuft freundlich. Wir erkundigen uns nach der aktuellen Sicherheitslage und erfahren einige Neuigkeiten. Anfang September hat man den Rebellenchef und einige seiner Gefolgsleute in dem Gebirge bei Chirfa aufgespürt und erschossen, sowie 200 Mitglieder einer Rebellenbewegung verhaftet.

Von dieser Seite bestünde keine Gefahr mehr. Für unsere Sicherheit könne er somit garantieren. Lediglich in Richtung Col de Gobo sollten wir nicht fahren, da dieses Gebiet vermint worden sei. Die Rebellen kamen angeblich aus dem Tschad und gehörten zur Volksgruppe der Toubou. Damit aus dem Tschad keine Rebellen nach-

rücken, ist die Grenze zum Tschad ab dem Col vermint worden.

Wir verabschieden uns und setzen unsere Reise in Richtung Bilma fort. Noch bevor wir die Oase Bilma erreichen, sehen wir den schwarzen Vulkankegel Pic Zoumri. Unsere Piste führt direkt auf ihn zu. Im Sand geht es weiter steil bergauf und es scheint fast unmöglich, die Strecke zu befahren. Wir versuchen es trotzdem. Glücklicherweise ist der Sand so fest, dass es keinerlei Schwierigkeiten gibt. Nach einiger Zeit passieren wir einen Brunnen und fahren weiter in den Spuren der Lkws durch immer weicher werdenden Sand. Die Spurbreite der Lkws ist das eigentliche Problem für unseren Toyota. Wir können nicht mit beiden Reifen in den Spuren der Lkws fahren, weil wir sonst aufsetzen würden. Wir lösen das Problem, indem wir mit einem Rad in der Spur und mit der anderen Seite im weichen Sand fahren, was allerdings unangenehm ist und den Dieselverbrauch steigen lässt.

Die Orientierung ist problemlos. Zum Einen gibt es die Lkw-Spuren und zum Anderen verläuft östlich eine Gebirgskette aus dunklem Gestein, die Kaouar-Stufe, in Nord-Süd-Richtung.

Um dem weichen Sand zu entgehen, fahren wir etwas weiter westlich, die Abbruchkante der Kaouar-Stufe immer im Blick. Wir entdecken eine interessante Straffierung auf dem flachen, kiesigen Untergrund. Wie ein Streifenpulli ziehen sich mehrere Bahnen parallel von Nord nach Süd, auf denen kein einziger größerer Kieselstein liegt, sondern weicher Sand. Teilweise sind die Streifen schätzungsweise 80 oder 100 m breit.

„Das muss die alte Bornu-Straße sein“, weiß Frank. „Die Bornu waren fast eintausend Jahre lang die Herrscher in dem Gebiet und kontrollierten im Mittelalter die wichtigste Karawanenroute durch die Sahara. Auf ihr wurden die Waren, vor allem Elfenbein und Sklaven aus Schwarzafrika, in die Küstenländer des Mittelmeeres transportiert. Tausende von Kamelen marschierten diesen Weg und natürlich Tausende von aneinandergeketteten Sklaven, die nach Norden getrieben wurden, so ist die Straße entstanden. Die Sklaven wurden gegen Kupfer, Glas, Pferde und vor allem Waffen eingetauscht, welche die Karawanen auf ihrem Rückweg in den Süden transportierten.“

Wenige Kilometer später sehen wir am Horizont schemenhaft eine Karawane, die sich in der flimmernden Hitze auf uns zu bewegt. Wir fahren langsam auf sie zu und stoppen in einem Abstand von ca. 500 m. Frank stellt den Motor ab, um die Tiere nicht zu verunsichern. In einem Abstand von allenfalls 200 m zieht die Karawane mit mehreren hundert Tieren an uns vorbei. Wir sind beeindruckt, einfach sprachlos.

Einer der Karawanenführer kommt im Eilschritt auf uns zu. Wir befürchten schon wieder Bettelei und unangenehme Preisverhandlungen wegen der geschossenen Fotos, doch er begrüßt uns freundlich und fragt lediglich nach einer Zigarette. Obwohl Frank und ich nicht rauchen, haben wir für solche Fälle immer eine Packung im Handschuhfach liegen. Angeblich besteht seine Karawane aus über 1.000 Tieren, berichtet er, was uns etwas übertrieben vorkommt.

Später lese ich im Internet, dass im Niger die größten Karawanen in Bilma gebildet werden und bis zu 1.000

Tiere stark sein können. Vielleicht waren es wirklich mehr als 1.000 Dromedare.

Der Karawanenführer verabschiedet sich ebenso schnell wie er gekommen ist. Er muss sich beeilen, den Anschluss nicht zu verlieren, denn die Karawane zieht unermüdlich weiter.

Gegen Abend erreichen wir die Oase Dirkou. Hier muss der Papierkram für die offizielle Einreise in den Niger erledigt werden.

„Am Besten suchen wir uns jetzt einen Übernachtungsplatz und nehmen die Einreiseformalitäten erst morgen früh in Angriff. Wenn der Papierkram länger dauert und wir Pech haben, dürfen wir im Dunkeln die Oase nicht verlassen und müssen evtl. ein Zimmer mieten“, meint Frank.

„Einverstanden, ich habe auch keine Lust auf lange Diskussionen mit den Zöllnern. Wir können ja da hinten zu dem Palmenwäldchen fahren.“

In Dirkou laufen Ziegen und Schafe durch die Straßen und suchen in dem Müll, der durch die staubigen Straßen weht, nach Essbarem. Papier und Plastiktüten werden durchgekaut. Frank und mich nerven die vielen Fliegen, die sich kaum verscheuchen lassen. Die Kinder haben den Kampf schon aufgegeben und die Fliegen kleben zu Duzenden an Mundwinkeln, Rotznasen und Augen. Die verstaubte Vormittagssonne taucht die braunen Lehmhäuser und Blechbaracken von Dirkou in ein trübes Licht.

In einer der Baracken befindet sich das Büro irgendeines wichtigen Beamten in Militäruniform, in dem wir nun sitzen und trinken Tee. Wir haben zwar ein Visum für Niger, sind aber ohne obligatorischen Führer und ohne

entsprechende Kfz-Versicherungspapiere unterwegs. Der Fall, dass jemand direkt durch die Wüste kommt und nicht aus Agadez, wo sich alles organisieren lässt, kommt in der Theorie nicht vor. Also fahren wir in jeder Oase zum „Dorfcchef“ und bitten um Erlaubnis, in die nächste Oase weiter fahren zu dürfen. So haben wir bereits in Chirfa und Seguedine Tee getrunken und uns immer die Erlaubnis in den Reisepass schreiben lassen.

Alle Dorfcchefs tragen Uniform und da weder Frank noch ich beim Militär gedient haben, und uns daher mit Rangabzeichen nicht auskennen, sind für uns all Diejenigen, die was zu entscheiden haben, oder für uns wichtig sind, „Generäle“.

Die Prozedur bei unserm General in Dirkou zieht sich hin. Wir trinken inzwischen die dritte Runde Tee, eine kleine Schale mit Datteln wurde ebenfalls auf den Tisch gestellt. Doch von den zuckrigen Datteln ist nicht viel zu sehen, sie werden von einem summendem Haufen schwarzer Fliegen belagert.

„Der soll endlich schreiben und stempeln! Der muss doch nur noch das abschreiben, was die Generäle vor ihm schon geschrieben haben. Oder kann der nicht schreiben?“, frage ich Frank und lächele den General geduldig an.

„Ich frag ihn mal, was los ist“, erwidert Frank.

„Monsieur, est-ce qu'il y a un problème?“ Die Militärs sprechen halbwegs französisch, verstehen aber nicht, wenn Frank und ich uns auf deutsch unterhalten. Der Einfachheit halber gebe ich hier die Rede der Militärs in deutsch wieder.

„Ja, ein großes Problem, der Stempel befindet sich in der Schreibtischschublade, die ist aber abgeschlossen. Den Schlüssel finden wir seit ein paar Tagen nicht mehr. Aber

ich habe schon Leute losgeschickt, um noch mal zu suchen.“

Frank guckt mich an, ich grinse zurück: „Dann warten wir halt noch ein paar Tage, irgendwann wird der Schlüssel schon auftauchen.“

Und Frank zum General gewandt: „Kein Problem, wir haben Zeit.“

Inzwischen ist es Nachmittag, die Sonne fällt schräg durch die Gitterstäbe der Fenster und zeigt deutlich, in was für einem Staub wir sitzen.

Der General bellt barsche Befehle ins Vorzimmer und kurze Zeit danach steht ein junger Soldat mit einem Montiereisen in der Tür. Der General nimmt es ihm aus der Hand und setzt es an der Schublade an. Holz splittert, er setzt nochmals nach und mit einem Ruck ist die Schublade offen. Er schreibt den Text seiner Vorgänger ab, setzt seinen Stempel drunter, fertig.

„Jetzt aber raus aus der Bude, mal sehen, ob wir vor dem Dunkelwerden noch Diesel auftreiben können“, sagt Frank.

In Dirkou soll es geschmuggelten Diesel aus Libyen geben, der dort nur ein paar Cent kostet und hier zum fünf- bis sechsfachen Preis verkauft wird. Auf der Rücksitzbank haben wir immer noch das 200 Liter Fass randvoll mit Diesel liegen. Wir könnten auch noch die 700 km nach Agadez kommen, aber der Toyo braucht im weichen Sand fast 25 Liter auf 100 km und deswegen haben wir lieber zuviel Diesel und Wasser dabei, als in der Wüste mit zu wenig liegen zu bleiben.

Der Dieselhändler ist leicht zu finden. Man erkennt ihn an dem großen Dieselfleck vor seinem Haus in Sichtweite der Polizei.

„Wir möchten Diesel kaufen, sind wir hier richtig?“ Frank übernimmt die Verständigung, sein Französisch ist besser als meins.

„Ja, kommt mit, wie viel wollt ihr?“ Er führt uns zu einer Wellblechbude neben seinem Haus.

„Kommt auf den Preis an, für 270 CFA nehmen wir 100 Liter, kriegen wir ihn für 250 CFA pro Liter, nehmen wir 150 Liter.“

„Da muss ich ein neues Fass holen, helft mal mit.“

Der Mann, vielleicht 50 Jahre alt, braune Hose, braunes, bekleckertes Hemd, öffnet den Schuppen, darin steht ein uralter Landcruiser, der genauso braun ist wie seine Klamotten.

„Helft mal mit schieben.“

Wir rollen den Toyota auf die Straße. Ein paar Männer kommen dazu und helfen anschieben, mit dabei ist sogar der Polizeichef von nebenan. Der Benzinmotor springt an, der Händler gibt sofort Vollgas und lässt das Gaspedal fast eine halbe Minute voll durchgetreten.

„Wahnsinn, was so ein Motor alles aushält. Wie kann man den so quälen?“

„Sie wissen nicht, was sie tun“, entgegnet Frank.

Der Dieselhändler kommt zu uns und hält die Hand auf:

„Macht 37500 CFA, ich gebe euch 150 Liter.“

„Erst die Ware, dann das Geld.“

„Bei mir ist es anders, erst das Geld“, fordert er bestimmt. Ich gebe ihm das Geld passend und der Händler verschwindet in seinem Toyota.

„Hoffentlich ist der nicht über alle Berge, ist ne Menge Kohle für den“, sorgt sich Frank.

„Quatsch, der kommt zurück, wir wissen doch, wo er wohnt, selbst der Polizeichef kennt ihn, der hat doch schieben geholfen.“

„Ja und? Was ist, wenn er behauptet, er hätte kein Geld bekommen?“

„Mensch Frank, was haben wir schon alles zusammen gemacht, und jetzt willst du mir erzählen, dass wir mit einem Dieselhändler, der uns betrügen will, nicht fertig werden?“

„Okay. Wo will er mit dem alten Karren auch hin. Komm, wir setzen uns dahinten unter den Baum, da können wir das Leben in dem Nest beobachten und haben auch den Schuppen im Blick, wenn der Dieselfritze zurück kommt, – wenn er denn zurück kommt.“

Um den Baum liegen große Steine, auf denen man bequem sitzen kann. Ich gehe zum Auto und hole meine Wasserflasche, meine Zunge klebt am Gaumen von dem vielen süßen Tee beim General.

„Burkhard, komm schnell, guck dir das an!“

Ich laufe zurück und sehe einen Mercedes-Allrad-Rundschnauzer mit riesigen Sandreifen um die Ecke kommen. Man kann es nicht begreifen, wie man einen Lastwagen so beladen kann, er ist bestimmt fünf Meter hoch und vier Meter breit. Überall sind Säcke und kleine Kisten mit Stricken fest gebunden. Wahnsinn! Und obendrauf sitzen nochmals bestimmt 80, oder mehr, Schwarzafrikaner.

„So was habe ich noch nie gesehen, das musst du fotografieren, das glaubt uns sonst keiner.“

Der Lastwagen hält vielleicht 100 m von „unserem“ Baum entfernt an. Die Beifahrertür geht auf und ein Schwarzafrikaner mit Baseballkappe und verspiegelter Sonnenbrille, ca. 30 Jahre alt, erteilt Kommandos. Säcke werden abgebunden und entladen, unzählige Plastiktüten werden auf dem Boden ausgebreitet. Inzwischen sind auch die Menschen von der Ladung runtergeklettert und

einige haben sich im Kreis um uns herum versammelt. Andere entfachen ein Feuer und kochen Tee, wieder andere werfen alte Decken von dem Lastwagen und legen sich damit in den Straßengraben schlafen, wo vor ein paar Stunden noch die Ziegen den Müll gefressen haben. Die Oasenbewohner kommen herbeigelaufen und kaufen, tauschen und tratschen. Geschrei und Hektik wie auf dem Jahrmarkt.

Der gut gekleidete Schwarzafrikaner mit der verspiegelten Sonnenbrille kommt auf uns zu. Schon von weitem ruft er: „Hey friends – welcome to Dirkou.“

„Das ist ja ein Verrückter, aber lustig.“

Wir begrüßen uns, als wären wir alte Freunde. Er setzt sich zu uns auf einen Stein und fragt nach dem Woher und dem Wohin.

Wir drucksen ein bisschen rum, behalten unsere Route lieber für uns, denn wenn keiner weiß, wo wir sind, ist auch keiner da, um uns zu überfallen.

Unser Freund gibt etwas bereitwilliger Auskunft, und so erfahren wir, dass der Lastwagen aus Agadez kommt und auf dem Weg nach Libyen ist. Illegal. Die Menschen kommen alle aus Nigeria und Benin. Die Männer sind alle zwischen 20 und 30 Jahre alt, die Frauen deutlich jünger. Alle sind illegale Flüchtlinge. Der freundliche Mann mit der verspiegelten Sonnenbrille hat den Transport organisiert, ist also der Schlepper und verdient gut an dem „Traum von Europa“ all derer, welche in ihrer Heimat keine Zukunft sehen.

Frank, und natürlich auch mir, fallen die vielen hübschen jungen Frauen auf. Sie sind ganz anders gekleidet, nicht verschleiert wie die muslimischen Frauen, sondern mit bunten Tüchern umgewickelt, welche die schlanke Figur

betonen. Unsere Blicke sind gefangen von dem Anblick dieser schönen Körper.

Frank bringt mich zurück in die Gegenwart: „Na, unser Diesel kommt wohl nicht mehr, der Typ ist durchgebrannt.“

„Warte mal ab, der holt das Zeug in Libyen, in vier Tagen ist er zurück“, scherze ich. „Aber hier ist es doch auch ganz nett.“ Ich zeige mit meinen Augen auf eine der leicht bekleideten Damen.

Dem Chef scheint dies nicht entgangen zu sein, und er fragt: „Na, wie gefallen euch meine Mädchen, very sexy, oder?“

Was sollen wir lügen, sind ja auch super sexy, seine Mädchen. Wir waren nur von der direkten Frage überrascht.

„Ja, deine Mädchen sind sehr hübsch und schön“, antworte ich und zeige den gehobenen Daumen.

Die jungen Frauen kichern und flüstern untereinander.

„Wenn sie euch gefallen, sucht euch eine aus, ich schenk sie euch für die Nacht. Ach was, sucht euch jeder zwei oder drei aus, ihr könnt jede haben.“

Wir sind geschockt, damit haben wir überhaupt nicht gerechnet. Gedanken rasen durch meinen Kopf. Wie komm ich aus der Nummer wieder raus? Kann ich das Geschenk ausschlagen? Er wird bestimmt beleidigt sein, wenn ich seine Gastfreundschaft so mit Füßen trete! Schwarzafrikanische Nutten haben zu 80 % Aids. Ich habe keine Kondome dabei. Soll ich durch das muslimische Dirkou laufen und überall fragen: „Kann mir einer Kondome verkaufen?“ Ich gucke Frank ratlos an, aber er guckt genauso ratlos zurück.

„Wir sollten erst mal eiskalt duschen gehen“, schlage ich vor. „Scheiße! Lass dir was besseres einfallen!“

„Na, welche gefallen euch, welche wollt ihr?“ Der Boss ruft irgendetwas zu seinen Mädels und sofort sitzen zwei bei mir und zwei bei Frank auf dem Schoß.

„Die duften auch noch gut nach Parfüm, wie machen die das nach Tagen auf dem Lastwagen durch den Staub und Dreck?“, frage ich Frank.

„Ist mir egal, wie die das machen. Wir haben jetzt andere Probleme. Sag mir lieber, wie wir aus der Nummer raus kommen.“

„Ich habe keine Ahnung.“

Die eine Dame, vielleicht 19 oder 20 Jahre alt, knöpft ihre Bluse auf und zeigt mir alles was sie hat, die Zweite, auch nicht viel älter, führt meine linke Hand unter ihren schon recht hoch geschobenen Rock. Mir wird heiß.

„Frank, lass dir was einfallen, solange wir noch halbwegs klar denken können.“

„Ich hab’s“, ruft Frank freudig und wendet sich mit vollem Ernst an den Nigerianer: „Wir haben ein Gelübde vor dem heiligen Franzius abgelegt. Vier Wochen wollen wir in die Wüste gehen, aus der Gott alles entfernt hat, was den Menschen von dem Wesentlichen ablenkt. In der Zeit wollen wir uns allem Weltlichen entsagen und uns ganz auf die Bibel konzentrieren. Es tut uns sehr Leid, aber wir können dein Geschenk nicht annehmen, so gern wir auch wollen, es geht nicht, sonst wäre alles umsonst.“

„Ja, so ist es“, stimme ich ein, ziehe mein Hand zurück, wende meinen Blick wieder der Welt zu und deute den jungen Damen, aufzustehen.

Sie rücken sich die Kleider zurecht und setzten sich zu den anderen auf die Steine und kichern. Aber keine der Damen kann es lassen, uns zuzuwinken, Küsschen zu geben, oder schöne Augen zu machen. Endlich, der Dieselfritze kommt. Unsere Rettung.

Wir stehen auf und gehen rüber zum Schuppen. Der Herr der Mädchen ruft uns nach: „Wir haben hier ein kleine Bar, die gehört mir, ich lade euch heute Abend ein. Ich komme gleich vorbei und hole euch ab.“

In dem braunen Toyota liegt ein 200 Liter Fass im Kofferraum. Der Dieselfritze holt ein Brett aus dem Schuppen und legt es als Rampe zwischen Kofferraum und Boden. Das volle Fass wird schneller, ist nicht mehr zu bremsen und kracht in unseren Landcruiser. Eine dicke Beule im hinteren linken Kotflügel bleibt als Erinnerung an Dirkou. Frank nimmt es gelassen, er grinst nur.

Mit einer Handpumpe wird ein 20 Liter Blechkanister gefüllt und dieser dann in unseren Toyo gekippt. 7 ½ Kanister.

Inzwischen ist es stockdunkel, unser neuer Freund kommt tatsächlich und holt uns ab. Selbst nachts behält er die verspiegelte Sonnenbrille auf. Er stellt sich auf unser Trittbrett und wir fahren im Schrittempo durch die Oase. Die Straßenhändler haben Petroleumlampen angezündet und beleuchten so ihre Waren. Fast jeder hat das Gleiche im Angebot. Konservendosen, Zahnpasta, Seife, Datteln, Reis und Hirse. Wir biegen in eine Seitenstraße. In alten Ölfässern brennt Feuer. Es scheint die Gasse der Reparaturwerkstätten zu sein. Autoreifen, Keilriemen, Lichtmaschinen, Batterien, Schrauben, Federblätter, Kühler liegen in einem Durcheinander herum. Kein einziges Teil ist neu, alles uralt und gebraucht und wieder hat jeder Händler die gleichen Produkte im Programm.

Vor einer Lehmhütte halten wir an. Der Nigerianer geht voran und öffnet eine, aus einem alten Ölfass gefertigte, Tür, deren Schriftzug „Total“ noch gut zu erkennen ist. Im Innenraum, der bestimmt acht mal fünf Meter großen Hütte, stehen vier runde Tische mit jeweils vier Stühlen.

In einer Ecke ist die Bar aufgebaut. Bierflaschen mit einer Giraffe auf dem Label und Cola-Flaschen stehen in Reih und Glied. Vor der Theke befindet sich eine kleine Tanzfläche. Die Decke besteht aus Palmstämmen, darauf wurde Wellblech genagelt. Von Innen sind Palmwedel angebracht, es sieht gemütlich aus. Beleuchtet wird der Raum von 20 Petroleumlampen und auf den Tischen brennen Kerzen, die in leere Colaflaschen gesteckt wurden. Ein Teil des Raumes ist durch einen dunkeln Vorhang abgetrennt, wir können nicht erkennen, was dahinter ist.

Wir scheinen die einzigen Gäste zu sein und setzen uns an einen der Tische. Nach und nach kommen die jungen Frauen von heut Nachmittag rein. Jetzt richtig schön zurecht gemacht, hautenge Kleider, Miniröcke, alle sehr nett anzuschauen.

„Das ist doch Wahnsinn, wir sind hier in einem muslimischen Land, auf der Straße laufen die Frauen total verschleiert und wir sitzen hier im Puff!“

„So ist das Leben.“ Wir lehnen uns entspannt zurück.

„Was wollt ihr trinken? Ihr seid meine Gäste und eingeladen“, ruft der nigerianische Bordellchef von der Bar herüber.

„Bier“, rufen wir fast gleichzeitig zurück.

Der Kassettenrekorder wird an eine Motorradbatterie angeschlossen und spielt, auch für unsere Ohren gut anzuhörende, afrikanische Musik. Die Tür geht auf und zwei Männer kommen rein, setzen sich an einen Tisch und bestellen Bier. Die Mädchen tanzen vor der Bar oder sitzen an den Tischen.

„Hey, wenn ihr ficken wollt, ihr könnt jede haben, ich schenke sie euch, ihr wisst schon!“, hallt es auf einmal durch den Raum.

„Nein, du weißt doch – Franzius“, ruft Frank lachend zurück.

„Alles klar.“

Uns gefällt es gut. Wir strecken die Füße aus, trinken spendiertes Bier und schauen den aufreizenden Mädels beim erotischen Tanzen zu.

„Na, Frank, hier kann man leben, oder hättest du gedacht, dass es uns am Arsch der Welt so gut geht?“

„Nee, und dass am Arsch der Welt so schöne Ärsche sind, das glaubt uns keiner.“

„Prost, auf die Entsagung aller weltlichen Laster.“

„Prost, auf den heiligen Franzius.“

Wieder geht die Blechtür auf.

„Achtung“, ruft Frank, „der General!“

Ich zucke zusammen.

„Ach du Scheiße, der kommt bestimmt wegen uns. Der hat gemerkt, dass mit unseren Papieren was nicht stimmt.“

„Doofe Situation, wir sitzen hier im Puff und trinken Bier. Das Ganze hier ist mit Sicherheit illegal.“

„Der sperrt uns weg wegen Zuhälterei. Unsere fehlenden Papierchen sind das kleinste Problem.“

„Mal abwarten, was er will. Wir sagen, wir hätten uns verirrt, sind rein zufällig hier rein geraten. Wir wissen gar nicht was hier passiert.“

„Okay, wir stellen uns blöd. Und dass das Bier ist, wissen wir auch nicht.“

Doch der General beachtet uns gar nicht, grüßt noch nicht einmal, sondern greift eines der Mädchen am Arm, zieht sie wie ein Stück Vieh hinter sich her und verschwindet mit ihr hinter dem Vorhang.

Trotz der Musik hören wir deutlich, was hinter dem Vorhang abgeht. Ein Bett quietscht und wir hören das Mädchen gespielt lustvoll stöhnen.

„Und ich dachte schon, der kommt wegen uns“, lacht Frank.

Es wird leise, der Vorhang wird zurück gezogen und wir sehen, wie der General die letzten Knöpfe seiner Hose schließt. Beim Rausgehen gibt er dem Nigerianer kurz die Hand und verschwindet. Von uns nimmt er keinerlei Notiz.

Das Mädchen, noch halb nackt, verschwindet nach draußen in den Innenhof und kommt nach ein paar Minuten wieder hübsch zurechtgemacht zurück.

„Das ging ja schnell, noch keine fünf Minuten“, amüsiert sich Frank.

„Von Kampfgeist kann da wohl keine Rede sein.“

Wir frotzeln noch über den General und schon geht die Vorhangshow weiter. Unsere beiden Tischnachbarn sind mit zwei der Mädchen hinter dem Vorhang verschwunden.

„Wie passen vier Personen in das schmale Bett?“, wundere ich mich.

„Keine Ahnung, ich lach mich kaputt, wenn das gleich kracht.“

Langsam füllt sich der Raum, immer mehr Männer kommen, hauptsächlich Soldaten aus der naheliegenden Kaserne.

Der Vorhang geht auf, die Nummer ist beendet und schon verschwindet der nächste Gast mit einer der schwarzen Schönheiten hinter dem Vorhang.

Wir sitzen kaum drei Meter von dem Bett entfernt und bekommen alles mehr oder weniger live mit. Das Bett ist im Dauereinsatz. Anschließend zahlen die Männer an der Bar und gehen.

Ich gehe an die Bar und unterhalte mich mit unserem Gastgeber: „Ist hier jeden Abend soviel los?“, will ich wissen.

„Nein, nur wenn wir hier sind. Mir gehört die Bar, sie ist nur alle zwei Wochen für einen Abend geöffnet.“

„Wo geht's morgen hin?“

„Weiter nach Libyen.“

„Und die Mädchen und die Männer, was machen die dort?“

„Einige wollen in Libyen arbeiten, Geld verdienen und dann wieder zurück, andere wollen weiter nach Europa, nach Italien.“

„Wo wollen sie Arbeit finden, als illegale Einwanderer?“

„Die Frauen arbeiten in den libyschen Bordellen, die Männer auf dem Bau oder auf den Plantagen.“

„Und wie wollen sie nach Europa?“

„Erst müssen die mal das Geld verdienen. Die meisten haben gerade mal die Fahrt nach Libyen bezahlen können. Von dort aus weiter über Tunesien nach Italien kostet 1.500 Euro, dafür müssen die Mädchen fast 2 Jahre im Bordell arbeiten.“

„Was müssen die Soldaten zahlen, wenn sie mit einem Mädchen hinter dem Vorhang verschwinden?“

„Umgerechnet einen Euro, noch zwei Flaschen Bier dazu, und ihr Wochensold ist weg.“

„Und in Italien?“

„Die Mädchen arbeiten dann auf dem Straßenstrich, die Männer schlagen sich so durch.“

„Aber das sind doch noch Mädchen, die Älteste ist vielleicht zwanzig, die Hälfte der Frauen sind zwischen 14 und 16 Jahre alt.“

„Die arabischen Gockel steigen eben gerne auf junge Hühner“, grinst er. „Und bis die nach Italien kommen, sind sie 18.“

Die Blechtür geht auf, es ist wie im Kasperletheater, Tri, Tra, Trullala und der Polizist ist da. Auch ihn erkennen wir wieder, es ist derjenige, der unserem Dieselfritzen

geholfen hat, seinen braunen Toyota anzuschieben. Ich gehe zurück an den Tisch und bringe Frank ein weiteres Bier mit.

„Bin gespannt, ob der Polizist mehr Kondition hat als der General“, feixt Frank.

„Ach, guck mal da, der kriegt ein dickes Bündel Geldscheine von unserem Barkeeper.“

„Ja, und schon verschwindet er wieder, das war ja ein kurzer Besuch.“

„Der will nicht, das zwei Deutsche neben seinem Bett sitzen und die Zeit stoppen.“

„Komm, lass uns auch gehen.“

Zum Abschied schenkt uns der Bordellbetreiber zwei leere Niger-Bierflaschen. Wir sehen in fragend an.

„Die braucht ihr hier. Ohne leere Flasche verkauft euch keiner eine Volle. Es sei denn, ihr trinkt sie sofort im Laden aus.“

Und tatsächlich, die beiden leeren Flaschen waren das beste Geschenk auf der ganzen Reise, wir hätten sonst nie mehr irgendwo Bier bekommen.

Später, wir übernachteten wieder im Palmenhain, liege ich in meinem Schlafsack, sehe in die Sterne über mir und frage Frank: „Wo ist eigentlich der Unterschied? Früher wurden die Sklaven durch die Sahara nach Norden getrieben, um dort ausgebeutet zu werden. Heute laufen sie freiwillig durch die Sahara, oder zahlen viel Geld dafür, um dann, genau wie früher, unmenschlich ausgebeutet zu werden. Für die Schwarzafrikaner hat sich doch nicht viel geändert.“

„Der Unterschied zu früher ist, dass nicht nur die Weißen die Schwarzen ausbeuten, sondern die Schwarzen sich jetzt auch noch gegenseitig.“

Verfolgt

Mit Sonnenaufgang weckt mich Frank und wir fahren in Richtung Süd-Westen aus dem Palmenwald heraus. Eine Stunde später liegen die 40 km bis Bilma hinter uns. Der Ort bietet nicht viel. Vor einem rechteckigen Lehmbau steht ein alter Landrover, deutlich als Polizeiwagen zu erkennen. Ich öffne vorsichtig die Tür und tatsächlich, in dem kleinen Raum liegt ein Polizist in voller Montur auf seinem Feldbett und döst vor sich hin.

Er ist freundlich und nicht böse, dass wir seine verdiente Morgenruhe stören. Wir erkundigen uns bei dem gut genährten Polizisten nach der Sicherheitslage.

„Im Moment gibt es ein paar Kriminelle draußen im Sand, besonders in Grenznähe zu Tschad. Ich Sorge normalerweise mit meinen beiden Helfern für die Sicherheit in einem Gebiet von 200 mal 300 km, aber unser Landrover hat keine Batterie mehr, die ist vor zwei Monaten geklaut worden, und jetzt warten wir auf eine Neue aus Agadez. Sobald die Batterie kommt, fahren wir raus und fangen die Banditen, dann kann ich wieder für Sicherheit garantieren. Zur Zeit reiten wir die Patrouille mit unseren Dromedaren.“ Dabei zeigt er auf zwei altersschwache Tiere, die vor seinem Büro angebunden sind.

„Mit dem schrotten Landrover vor der Tür, will der raus in die Wüste? Damit würde ich mich nicht mal bis zum Bäcker trauen, um morgens die Brötchen zu holen“, flüstere ich Frank zu.

„Aber der Ort Bilma ist sicher?“, fragt Frank.

„Natürlich“, entrüstet sich der Dicke, „ich bin hier der Polizist. Ich kenne jeden Verbrecher im Ort persönlich.“

„Dann lass uns mal durch den Ort gehen“, sagt Frank zu mir gewandt, „damit wir auch mal jeden Verbrecher persönlich kennen lernen.“

Wir kaufen Brot, dazu ein paar Dosen Sardinen und fahren ca. zwei Kilometer zurück zu den Salinen von Kalala, wo seit Jahrhunderten Salz gewonnen und in der Winterzeit per Karawane durch die Wüste transportiert wird. Diese Salzkarawane ist die Einzige, die auch heute noch durchgeführt wird.

Wir laufen, gefolgt von einer Kinderschar, durch die Salinen. In unzähligen, teils quadratischen, teils rechteckigen Becken von je etwa vier bis fünfzehn Quadratmetern Fläche, sammelt sich salzhaltiges Grundwasser. Die Becken leuchten in unterschiedlichen Farben, von dunkelrot, rostbraun über orange hin zu gelb. Andere schimmern weiß-grau, wieder andere leicht grünlich. Durch die Hitze verdunstet das Wasser und das braun-beige Salz wird an dem Rand der Becken geschöpft. Anschließend wird das Salz mit Erde vermischt und die Frauen formen es zu Laiben, ähnlich einem runden Brotlaib. Die Männer stampfen ihre Salzerdmischung zu baumstammdicken, einen Meter hohen Stangen, die dann zum Austrocknen in der Sonne stehen.

Wir verlassen Bilma in südwestliche Richtung, um auf die Piste, die über Achegour nach Agadez führt, zu stoßen. Wir wollen versuchen, die Militär- und Polizeikontrolle zu umfahren. Nicht wegen der Kontrolle, sondern wegen den Einladungen zum Tee und den Diskussionen, die uns nur Zeit rauben würden.

Unsere Orientierung war erfolgreich, und nach ca. 30 km finden wir ein Spurenbündel, das nach Westen verläuft. Das Gelände ist völlig flach und sandig. Der Sand ist äußerst weich und wir kommen nur mühsam voran. Der

Dieselvebrauch steigt auf 26 Liter pro 100 km. Obwohl wir mehr als 700 km Einsamkeit vor uns haben, und nicht mit einer Streckenbesserung rechnen, dürfte es keine Probleme geben, unser 200 Liter Fass auf der Rücksitzbank gibt ein gutes Gefühl. Stunden vergehen, doch die Landschaft ändert sich nicht Alles nur topfeben und weicher Sand. Gelegentlich kreuzen Spuren von großen Karawanen unseren Weg.

Die einzige Abwechslung bringen gelegentlich verloren gegangene Gegenstände, welche von den Lkws herunter gefallen sind. Nicht selten fallen auch Schafe und Ziegen von den Lastwagen, die dann am Rand liegen bleiben und verdursten.

Die Strecke ist gut befahren. Alle vier bis fünf Stunden treffen wir auf einen Lkw-Konvoi. Die Konvois bestehen aus drei bis sechs Mercedes Lkws, die im Schritttempo hintereinander weg durch die Wüste kriechen. Gegen Sonnenuntergang erreichen wir die ersten Ausläufer des Air-Gebirges. Nach Agadez sind es nur noch 200 km.

Wir verlassen die Piste und fahren quer auf eine Gebirgskette im Norden zu. Am Fuß der Berge häuft sich weicher Sand, der vom Wind angeweht worden ist. Hier packe ich meinen Schlafsack aus und habe so ein bequemes Bett für die Nacht. Frank schläft, wie immer, auf dem Dachgepäckträger unseres Toyos.

Die Piste nach Agadez lässt sich schnell befahren. Vor uns tauchen die ersten runden Grashütten auf. Vor den Hütten brennen Lagerfeuer, auf denen die Frauen Hirse kochen. Ziegen und kleine Kinder laufen umher. Männer sitzen im Kreis und palavern.

Die Vegetation nimmt wieder zu. Büsche und Gräser sind höher gewachsen und wir sehen Echsen und andere

kleine Tiere, die schnell im Schutz der Sträucher verschwinden, wenn wir uns nähern. Die Ténéré-Wüste liegt jetzt wohl hinter uns. Aber dafür ein Polizei-Checkpoint vor uns.

Die Polizeikontrolle ist langwierig und die Polizisten korrupt. Wir sollen Strafe zahlen, weil uns angeblich irgendein Papier fehlt. Die Strafe soll umgerechnet immerhin 50 Euro betragen.

„Fünfundzwanzig Euro! Der hat doch den Arsch auf!“

„Kosch“, so nennt mich Frank seit Algerien, wo keiner meinen Nachnamen richtig aussprechen konnte, „bleib sachlich, den kriegen wir noch runter gehandelt.“

„Der kann sich seinen Stempel rektal implizieren – sachlich genug?“

„Ich biete ihm mal zwei Euro an, einverstanden?“

„Nee, dem bieten wir gar nichts an, höchstens einen Tritt dahin, wo der Stempel steckt!“

„Wenn du nicht verhandeln willst, dann lass dir was anderes einfallen.“

„Gas geben und weg“, lautet mein erster Vorschlag.

„Wir sind zu dicht an Agadez, der hat wahrscheinlich Funk und seine Kollegen erwarten uns an der Stadtgrenze.“

Dann kommt mir doch noch eine konstruktivere Idee:

„Wir tun so, als würden wir das Papier suchen, aber nicht finden. Meinetwegen ziehen wir das Spielchen auch ein paar Stunden durch, irgendwann wird er sicher keine Lust mehr haben und uns fahren lassen. Wirst es sehen.“

Ich gehe zum Auto und durchwühle das Handschuhfach, dann durchsuche ich meine Klamottenkiste auf der Rücksitzbank. Nach einer Weile komme ich zurück und schicke Frank los, das Papier zu suchen.

Frank durchsucht wieder das Handschuhfach und beginnt einen gestellten Streit zwischen uns, darüber, wer denn nun das Papier zuletzt hatte und für dessen Verschwinden verantwortlich ist.

Wir streiten uns, brüllen uns gegenseitig an. Es beginnt Spaß zu machen und wir müssen uns beherrschen, nicht in Lachen auszubrechen. Von unserem Gezeter wird ein ranghöherer Polizist aus seiner Blechbude gelockt, der schließlich einschreitet und den Streit schlichtet, indem er sagt, dass das Papier nicht so wichtig sei und wir fahren könnten.

„Das ging aber schnell“, wundert sich Frank.

„Den haben wir bestimmt geweckt, der will einfach seine Ruhe und hat gar nicht mitgekriegt, dass sein Adjutant 50 Euro verdienen wollte.“

„Jetzt aber nichts wie weg.“

Der korrupte Polizist läuft neben mir her und versucht, wenigstens noch Geschenke oder Souvenirs für die Polizei rauszuschlagen.

„Ich habe nichts, was ich dir geben kann, was willst du denn haben?“

„Sonnenbrille, Radio, Fernglas, Whisky oder Bier.“

„Das haben wir alles nicht“, lüge ich.

„Dann wenigstens einen Kugelschreiber.“

„In dem Land, wo ich herkomme, ist es so, dass wir die Gäste beschenken oder wir zumindest Geschenke austauschen“, sage ich und gebe ihm den Kugelschreiber aus meiner Westentasche.

„Jetzt bist du dran. Was kannst du mir schenken, damit ich dich in guter Erinnerung behalte?“

Er meint, er habe nichts zu verschenken. Ich zeige auf sein Polizeiabzeichen und möchte dieses als Souvenir. Er lacht.

Seinen Scherriffstern will er also nicht hergeben, seine Pistole auch nicht. Ich möchte seine Polizeikappe. Er lacht, zieht sie ab und gibt sie mir.

Frank fährt langsam an. Mein Polizist will seine Kappe zurück. Ich mache ihm klar, dass Geschenke nun mal Geschenke sind und nicht zurück gegeben werden.

„Aber wir haben doch nur einen Scherz gemacht“, wimmert er fast.

Auf einmal soll also alles nur Spaß gewesen sein. Ich frage ihn, ob er jemals ein Geschenk an einen Touristen zurückgegeben hat, nur weil der Tourist dachte, es sei ein Scherz gewesen. Betretenes Schweigen.

Frank gibt etwas mehr Gas. Der Polizist muss jetzt schon einen strammen Schritt neben dem geöffneten Beifahrerfenster laufen. Er wird hektisch und gibt mir meinen Kugelschreiber zurück.

Aber ich will meinen Kugelschreiber nicht mehr. Ich lasse ihn leiden. Keine Gnade. Um ihn zu erlösen, verlange ich zwei Kugelschreiber, die er auch mit etwas Widerwillen rausrückt. Ich gebe ihm seine Polizeikappe zurück und Frank tritt das Gaspedal durch.

„Na, Frank, hättest du gedacht, dass wir hier mit einem Guthaben von einem Kugelschreiber davon kommen? Von wegen ‚Ich biete ihm mal zwei Euro‘.“

In Agadez tanken wir voll und fahren auf den Campingplatz „Escale“, etwa vier Kilometer außerhalb der Stadt an der Straße nach Arlit. Wir sind seit Wochen die ersten Gäste auf dem sauberen und gepflegten Platz.

„Gibt es hier was zu Essen?“, fragt Frank den Manager.

„Alles, was ihr wollt, aber es dauert mindestens zwei Stunden. Wir haben nichts hier und müssen erst einkaufen.“

Wir bestellen gegrillte Fleischstücke, Brot und Tomaten. Daraufhin fährt ein Junge mit dem Fahrrad zum Markt. Zwei Stunden später bringt man uns Teller mit dem gewünschten Menü. Darauf sind die Fleischstücke leider nicht als solche zu erkennen. Ich bin mir nicht mal sicher, dass es sich überhaupt um Fleisch handelt. Der Geschmack lässt allerdings die wage Vermutung zu, dass tatsächlich ein Stück totes Tier auf meinem Teller liegt. Ich kaue auf Sehnen und Knorpel herum, Einiges ist von schwabbeliger Konsistenz, aber ich kann beim besten Willen nicht sagen, auf welchem Tier, oder gar auf welchem Teil eines Tieres, ich herumkaue.

Der Morgen fängt gut an: Keine Checkpoints der Polizei auf der Straße und die Piste ins Air-Gebirge finden wir auch sofort. Im Laufe des Vormittags müssen wir die Abzweigung nach Elméki verpasst haben, denn die Fahrzeugspuren auf der Piste werden immer weniger und nach einigen Kilometern verschwinden auch die letzten Spuren völlig.

„Wir sind jetzt wahrscheinlich auf der Piste nach Akrérèb“, vermutet Frank.

„Ja, wahrscheinlich. Wir können ja versuchen, quer rüber zu fahren.“

Wir fahren querfeldein durch ein trockenes Wadi, entdecken gelegentlich alte Reifenspuren im Sand und versuchen, weiter Richtung Norden zu kommen.

Ein Tuareg beobachtet uns von seinem weißen Dromedar aus und verfolgt uns eine Weile im Hintergrund. Wir stoppen und lassen ihn herankommen. Der alte Mann scheint über die Abwechslung in seinem Leben erfreut zu sein. Voller Stolz zeigt er uns sein Schwert, und ich muss unbedingt auf seinem Dromedar sitzen und eine Runde

reiten. Es muss irrsinnig lustig ausschauen, wie ich mich in luftiger Höhe auf dem schaukelnden Hengst an den Sattel klammere, denn der Alte kriegt sich vor Lachen kaum ein.

Ich bin froh, endlich wieder absteigen zu dürfen. Jetzt will er eine Runde unseren Toyota fahren. Wir machen ihm klar, dass er gerne eine Runde mitfahren kann, aber auf keinen Fall darf er selber fahren.

Es dauert lange, bis er einwilligt. Schließlich sei ich ja auch alleine geritten, darum will er auch alleine fahren. Als er auf den Beifahrersitz steigt, – steigt, im wahrsten Sinne des Wortes, denn er setzt sich nicht, sondern hockt sich auf den Sitz –, merke ich, dass er zum ersten Mal in einem Auto mitfährt.

Ich fahre einen Kreis, dann eine Acht.

Er hat riesigen Spaß daran, lacht und freut sich, wie ein kleines Kind auf der Kirmes beim Karussell fahren. Er fasst alles an, will alles wissen. Als dann das Autoradio auch noch Musik macht, ist er ganz aus dem Häuschen. Er singt und klatscht in die Hände. Plötzlich greift er mir ins Lenkrad, erschrickt jedoch und weicht direkt zurück, als er an den Scheibenwischerhebel kommt und die Wischer ihren Dienst aufnehmen.

Noch eine Runde und noch Eine. Er will gar nicht mehr aussteigen. Ich bin froh, als er endlich genug hat und wieder auf sein Dromedar steigt.

Zum Abschied zeigt er uns die Richtung, doch der Weg eignet sich vielleicht für sein Kamel, aber nicht für unseren Toyo.

Zwei Stunden holpern wir im Schritttempo weiter durch die Landschaft. Endlich erreichen wir ein kleines Dorf. Die Dorfbewohner begrüßen uns freudig und hier treffen wir auch wieder auf Fahrspuren, die in unsere Richtung führen.

Vier Kilometer hinter dem Dorf sehen wir einen alten Berliet-Lkw, der sich im weichen Sand des Wadis festgefahren hat. Dummerweise hat der Fahrer den Motor abgewürgt und der Anlasser ist natürlich kaputt. Zehn Helfer versuchen nun schon seit drei Tagen, den Lkw auf Bohlen anzuschieben. Aus meiner Sicht ein unmögliches Vorhaben. Versorgt werden sie, wie selbstverständlich, von den Bewohnern aus den naheliegenden Hütten.

Frank überholt und stellt den Toyo auf festem Grund oberhalb des Wadis ab. Er schlägt vor, den Lkw mit Hilfe unseres Bergegurts und des Toyotas herausziehen. Ich bin gegen den Versuch, weil wir keine Chance haben, den Lastwagen aus dem Sand zu befreien, da unser Geländewagen im Verhältnis zum feststeckenden Lkw viel zu schwach ist. Vielmehr befürchte ich, dass wir unsere Kupplung und den Antriebsstrang zu stark belasten und eventuell selbst einen Defekt davontragen.

Die Gaudi der Afrikaner, welche bei unserer Ankunft freudig um uns herum getanzt sind, weicht Resignation und Betrübnis. Also gut, ich einigte mich mit Frank, dass wir einen einzigen Versuch unternehmen werden, aber sollte sich der Lkw nicht bewegen, sofort abbrechen. Sofort beginnen die Afrikaner wieder mit ihrem Freudentanz, als sie sehen, wie ich den Bergegurt aus dem Toyota hole und an ihrem Lkw befestige.

Der Gurt misst 30 m und reicht soeben. Frank legt die Untersetzung ein und zieht den Gurt stramm. Kupplung los und Vollgas. Die Räder des Toyotas drehen durch und außer schwarzem Auspuffqualm und aufgewirbeltem Staub ist vom Toyo nichts mehr zu sehen. Doch zu meiner Überraschung bewegt sich der Lkw, rollt auf die Konstruktion aus Bohlen und Sandblechen und der

Fahrer startet. Mit einer mächtigen Rußwolke zeigt der Motor, dass er wieder lebt. Mit vereinter Kraft zieht unser Toyota jetzt noch die Böschung hoch, geschafft.

Die Freude der Afrikaner ist unermesslich. Während wir unsere Sandbleche und den Bergegurt verstauen, wird auf dem Holzkohlefeuer Tee gekocht, und natürlich bleiben wir zu der obligatorischen Teerunde. Die Runde ist heiter, doch wir müssen aufbrechen, die Rettungsaktion hat unser Zeitfenster stark verkleinert und wir wollen vor Anbruch der Dunkelheit in Iferouane eintreffen. Die weitere Orientierung wird wesentlich leichter, immer mehr Fahrzeugspuren bündeln sich und bilden eine deutliche Piste. Wir kommen gut voran.

„Wo ist eurer Führer?“, fragt der Polizist in Iferouane, während er in unseren Pässen die gültigen Visa kontrolliert.

„Och, der hat an der Tankstelle alte Bekannte getroffen und trinkt Tee mit denen, der wartet da auf uns“, lügen wir dreist.

„Ja, das macht der immer“, antwortet der Polizist.

Wir sind verunsichert, ist das sein Ernst, oder hat er uns durchschaut und geht auf das Spiel ein? Wie dem auch sei, er drückt seinen Dienststempel in unseren Pass und lässt uns gehen.

Im Air-Gebirge des Niger besteht Führerpflicht. Wir sind jedoch ohne unterwegs. Auf Ärger und längere Diskussionen haben wir uns eingestellt, denn von den obligatorischen Papieren haben wir nur die internationalen Kfz-Papiere.

Eine Kfz-Versicherung muss normalerweise an der Grenze abgeschlossen werden, jedoch gibt es an der von uns befahrenen Strecke kein Versicherungsbüro.

Man braucht des Weiteren eine Fahrgenehmigung, welche wir auch pflichtbewusst in Berlin beantragt und erhalten haben, allerdings sagte der Polizeichef in Dirkou, dass diese Genehmigung nur dann gültig sei, wenn sie zuvor vom Verkehrsministerium in Niamey bestätigt, und mit deren Stempel und Unterschrift versehen wurde. Bei Unserer fehlen natürlich all diese Stempel und Unterschriften. Seitdem zeigen wir diese Genehmigung nicht mehr vor und stellen uns diesbezüglich unwissend.

Bisher sind wir bei allen Checkpoints mit viel Reden durchgekommen. Unser Argument war immer, dass man alle diese Papiere nur in Agadez besorgen könne, wir aber aus der Ténéré kämen und auf dem Weg nach Agadez seien.

„Jetzt aber nichts wie weg hier, bevor der es sich anders überlegt.“ Frank drängt zur Eile.

„Zudem steht die Sonne schon weit im Westen. Viele Kilometer werden wir heute nicht mehr schaffen.“

Und so kommt es dann auch. Wir übernachteten im Wadi Tadek. In Iferouane hätte es zwar einen einfachen Campingplatz gegeben, aber dann wäre aufgefallen, dass wir ohne Führer unterwegs sind. Daher verzichteten wir auch auf das abendliche Lagerfeuer, wir wollen einfach nicht entdeckt werden.

„Kosch, aufstehen, es ist hell.“

Von wegen hell, am östlichen Horizont ist ein graues Band zu erkennen. Davor die blaue Flamme des Gaskochers, auf dem Frank bereits Tee kocht. Also raus aus dem warmen Schlafsack, ab in die Kälte.

Ich bin überrascht, am Abend hatte ich den Sand schön glatt gestrichen und es mir dann darauf bequem gemacht. Heute morgen finde ich unzählige Spuren im Sand. Ein-

ige Käfer und eine Maus müssen mich besucht haben, und die Pfotenabdrucke eines Wüstenfuchses sind deutlich zu erkennen. Ich habe von all dem nichts mit bekommen. Schade.

30 Minuten später liegt mein Schlafsack zusammengerollt hinten im Toyo und die Heizung wärmt uns auf. Wir fahren Richtung Ost, in eine atemberaubend schöne Landschaft. Im Süden sehen wir das violett-rötlich leuchtende Tamgak-Gebirge, mit den immer wieder eingewehten gelben Sanddünen. Die Piste wird sandiger und die Gebirgszüge wechseln ihre Farbe von rot in schwarz. Wir sind draußen beim Adrar Chiriet, und können uns an den gelben Dünen vor schwarzen Felsen kaum satt sehen, einfach traumhaft schön.

Die Zeit rast, schon steht die Sonne wieder im Westen. Versteckt in den Dünen und uneinsehbar von allen Seiten, finden wir einen idealen Lagerplatz.

Andere Fahrzeuge haben wir den ganzen Tag nicht gesehen, diesen wollen wir auch aus zweierlei Gründen aus dem Weg gehen. Erstens gilt das Gebiet als Banditenrückzugsgebiet und zweitens wollen wir auch Polizei oder Militär wegen der fehlenden Genehmigungen und der widersetzten Führerpflicht nicht begegnen.

Nach dem Abendessen, zu Beginn der Dämmerung, klettern wir auf eine der Dünen und haben einen weiten Ausblick in das Sandmeer der Ténéré im Osten, zu den schwarzen Felsen des Adrar Chiriet im Süden und in der Ferne zu den Umrissen des Tamgak-Gebirges im Westen. Ich hole die Schlafsäcke aus dem Wagen und Frank trägt vorsichtig, damit beim Öffnen ja kein Tropfen heraussprudelt, zwei Flaschen Niger-Bier, mit der Giraffe auf dem Etikett, nach oben auf die Düne.

Tief in den Schlafsack gemummelt sehe ich in den klaren Sternenhimmel. Kein Streulicht irgendeiner Siedlung stört. Die Sterne sehen riesig groß aus, ich meine zu spüren, wie die Erde sich unter dem Himmelszelt dreht, zu fühlen, wie ich mit der Erde durchs Weltall rase. Keine Frage, das Niger Bier muss gut sein.

Am nächsten Morgen erfreut uns ein Naturschauspiel der besonderen Art. Vom Gipfel unserer Düne sehen wir, wie die Sonne feuerrot am Horizont aufgeht und sich über die scheinbar unendlichen Wüste der Ténéré erhebt. Selbst Frank vergisst das obligatorische Teekochen am Morgen. Beim Frühstück, wie üblich Müsli mit Wasser statt Milch, besprechen wir die weitere Route:

„Wir könnten zurück nach Iferouane und weiter Richtung West nach Arlit und dann bei Assamakka die Grenze nach Algerien passieren“, erklärt Frank, während er mit dem Finger die Strecke auf der amerikanischen Fliegerkarte entlang fährt.

„Ja, Assamakka würde dann die schwerste Nuss, die wir zu knacken haben. Die Grenzer sollen ziemliche Schweine sein“, entgegne ich.

„Ich weiß, ich hatte schon vor einigen Jahren das Vergnügen. Wenn wir ohne Genehmigungen, Versicherungen und dem ganzen Scheiß dort auftauchen, ist für die korrupten Zöllner Weihnachten, richtig fette Beute.“

„Lass uns mal nach Alternativen suchen.“

„Wir könnten die Piste hoch nach Norden, nach In Azaoua nehmen, dann am Brunnen In Ebeggi vorbei, und weiter nach Tamanrasset.“

„Auf der Michelin-Karte ist bei In Azaoua ein algerisches Grenzfähnchen gedruckt.“

„Ja, aber der Grenzübergang ist seit Jahren geschlossen“, entkräftet Frank meinen Einwand.

„Gut, wenn da keiner ist, fahren wir einfach daher.“
„Ich weiß nicht, ob da ein Posten abgestellt ist oder nicht.“

„Dann lass uns doch da mal hinfahren und gucken.“

„Falls dort einer ist, der uns nicht rein lässt, können wir immer noch entlang der Grenze nach Assamakka fahren. Wir kämen dann von Norden und könnten bei den Algeriern die Einreise machen. Wir wären dann nur aus dem Niger illegal ausgereist.“

„Damit könnte ich leben.“

„Ich auch, also, abgemacht?“

„Jo.“

„Ich rechne mal aus, wie viel Diesel wir brauchen.“

„Und ich koche noch einen Tee.“

Nach knapp zehn Minuten ist Frank mit unseren beiden unverwüstlichen Edelstahl-tassen zurück. Der Tee duftet. Ich stelle meine Tasse neben mir in den Sand zum Abkühlen.

„Ich komme auf etwa. 700 km Strecke, das hieße, wir bräuchten 150 Liter Sprit.“

„Dann müssen wir auf jeden Fall erst zurück nach Iferouane und Diesel kaufen.“

„Iferouane liegt da hinter dem Gebirge, zeig mal die Karte, vielleicht gibt es ja einen direkteren Weg, als den außen ums Tamgak-Gebirge herum.“

„Hm, sieht nicht so aus, vielleicht hier.“ Frank zeigt mit dem Finger auf eine eingezeichnete Schlucht am Ostrand des Gebirges. „Hier könnte es klappen, wir können ja mal hinfahren und gucken.“

„Ja, versuchen können wir es ja mal.“

Inzwischen ist der Tee auf angenehme Trinktemperatur abgekühlt, wir schlürfen die Tassen aus, und packen anschließend zusammen. Auf keinen Fall dürfen wir die

beiden leeren Bierflaschen vergessen, denn ohne Leergut gibt es kein Bier.

Das Vorankommen wird schwierig. Die Dünen sind nicht immer so fest wie es scheint. Oft stecken wir fest und benötigen Schaufel und Sandbleche, um uns auszugraben. Zudem werden die Dünen von Kilometer zu Kilometer höher. Endlich, wir stoßen auf ein Gassi, welches direkt unsere Richtung nimmt.

„Der Weg führt geradewegs auf die Schlucht zu.“

„Und fest ist der Untergrund auch, ideal zu fahren“, antwortet Frank.

Doch wenige Minuten später sieht es schon anders aus.

„Wohl zu früh gefreut, die Düne endet direkt an den Felsen und unsere Schlucht müsste sich hinter der Düne befinden“, sage ich zu Frank.

„Das wird eine Menge Arbeit, den Toyo über die Düne zu bringen.“

„Da sind wir schneller außen herum, über den gleichen Weg, den wir auch gekommen sind.“ Doch Frank hört gar nicht mehr zu, etwas anderes hat seinen Blick auf sich gelenkt.

„Was ist da vorne?“

Wir erkennen Fahrzeugspuren, die von rechts eine Düne hinunter kommen, in unser Gassi führen und direkt vor den Felsen münden. Unsere Neugier ist geweckt.

„Das ist ja ’n Ding.“ Frank ist genauso erstaunt wie ich. Zwischen Sanddüne und Felsmassiv ist genau eine Fahrzeugbreite platz.

Wir fahren durch den Durchschlupf und kommen aus dem Staunen nicht mehr raus. Aus der Weite der Ténééré kommen Spurenbündel und führen genau in die Felsen-schlucht. Wir folgen ihnen.

Die Schlucht verengt sich. Vor der Verengung lagern Nomaden an einem Brunnen. Wir winken ihnen zu, doch sie reagieren nicht.

„Seltsam“, sagt Frank, „normalerweise winken die Nomaden immer und die Kinder kommen gelaufen und wollen Bonbons.“

„Ja, die sind schon ganz schön scheu, aber vielleicht haben die noch nie Touris gesehen.“

Wir fahren in die Schlucht. Nach einigen Metern weitet sie sich und macht einen fast 90 Grad Bogen nach rechts. Unmittelbar danach erstreckt sich ein Platz, auf dem mehr als 40 Ölfässer stehen. „Was ist denn das, ne Tankstelle? Hier?“

„Komm, wir gucken uns das mal näher an.“

Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Die 200 Liter Fässer riechen nach Diesel, sind aber alle leer.

„Lass uns mal weiter fahren.“

Die Schlucht macht erneut einen Bogen und wieder stehen wir auf einem, diesmal etwas größeren, Platz. Ich spüre mein Herz schlagen. Adrenalin wird freigesetzt. Auf dem Platz stehen mehrere Autowracks.

„Das ist alles ziemlich seltsam hier, meinst du nicht?“, frage ich Frank.

„Ja, sehr seltsam. Los, wir erkunden den Platz zu Fuß.“

„Okay, aber lass den Motor laufen und dreh schon mal in Fluchtrichtung.“

Wir steigen aus und inspizieren die Wracks.

„Alles Geländewagen, alle hier auf dem Platz geschlachtet“, kommentiert Frank.

Es liegen acht oder neun Karossen auf dem Platz verteilt, an allen Autos sind die Motoren, Getriebe, Federn und Achsen ausgebaut und abtransportiert worden. Armaturen Bretter wurden rausgerissen und liegen auf dem Boden, Sitze wurden mit dem Messer aufgeschlitzt.

„Das waren mal Autos von Touristen. Einheimische würden nie solche Autos fahren, oder hast du hier schon mal einen Landrover mit Alufelgen gesehen“, stellt Frank fest und zeigt auf den geschlachteteten Landy.

„Guck dir den Toyo da drüben an, der hat Recaro-Sportsitze drin, oder da hinten den Toyota mit einem Aluminium-Dachgepäckträger und Alu-Riffelblech auf den Kotflügel, als Trittstufen zum Hochsteigen.“

Immer wieder drehen wir uns um und beobachten unser Umfeld. Nichts zu sehen. Niemand kommt.

„Guck mal, dahinten, da steht eine Hütte. Komm, die gucken wir uns mal an.“ Eine aus Bast gebaute Hütte steht gut getarnt an einem Felsen und ist vielleicht 50 m von uns entfernt.

Beim näher Rangehen bemerken wir, dass die seitliche Tür offen steht. In der Hütte stehen Säcke, gefüllt mit Datteln und Getreide. Zudem liegen jede Menge Ersatzteile auf dem Boden. Kupplungen, Bremsscheiben, Steckachsen, Tanks, Kühler, Einspritzpumpen, einfach alles, was man so braucht.

„Das sieht nicht aus wie die typische Nomadenhütte.“

„Nein, sieht aus, als sei hier das zentrale Ersatzteillager. Alles aus den geklauten Touri-Karren.“

„Was machen wir? Zurück oder weiter fahren?“

„Ich denke, hier ist keiner mehr, die hätten uns schon draußen bei der Sanddüne gehört und hier in Empfang genommen“, meint Frank.

„Aber keiner lässt säckeweise Datteln und Getreide zurück. Die kommen bestimmt zurück.“

„Hast recht, aber wenn sie sich hier in der Nähe aufhalten würden, dann würde unser Toyo in diesem Moment schon zerlegt.“

„Also weiter?“

„Wegen mir schon“, antwortet Frank.

„Wegen mir auch, bin gespannt, was in der Schlucht noch alles kommt.“

Wir gehen zum Landcruiser zurück, drehen wieder um und fahren weiter. Die Schlucht weitet sich, wirkt nicht mehr so bedrohlich und endet nach ein paar hundert Metern in einem Talkessel.

„Schade, hier gibt es doch keine Durchfahrt nach Iferouane.“

„Lass uns mal zu Fuß die Gegend erkunden, vielleicht entdecken wir ja noch was.“

„Okay, unser Auto können wir hinter dem Felsen da drüben verstecken, man muss es ja nicht direkt sehen, wenn man hier ankommt.“

Frank fährt den Toyo hinter den Felsen und wir klettern auf ihm nach oben, um uns einen Überblick zu verschaffen.

„Frank, komm mal her, guck mal, was ich gefunden habe.“ Frank kommt gelaufen. „Was ist?“

„Hier, sieh mal, eine Feuerstelle und verbeulte Töpfe.“ Wir klettern weiter und steigen auf der anderen Seite des Felsens hinunter.

„Hier lässt es sich leben, guck mal hier!“, ruft Frank.

Frank hat einen funktionstüchtigen Brunnen entdeckt und im Schatten unter einem Felsvorsprung liegen alte Matratzen als Lagerstätte. Davor jede Menge ausgespuckter Dattelkerne. Nicht weit vom Brunnen entfernt entdecken wir eine große Feuerstelle und jede Menge Ziegen und Schafsknochen. Im Sand sind Abdrücke von grobprofilierten Schuhen zu sehen.

„Könnten Stiefel vom Militär gewesen sein“, überlegt Frank.

„Wir fragen einfach mal die Nomaden am Eingang der Schlucht“, ist meine Idee.

„Gute Idee, lass uns fahren.“

Aber die Nomaden gehen uns aus dem Weg. Erfahren können wir nichts, sie sprechen angeblich weder Französisch noch Arabisch, sondern nur Tamascheck, die Sprache der Tuareg.

„Für heute hab ich genug, komm, wir fahren zurück zu unserem Übernachtungsplatz draußen in den Dünen“, schlage ich Frank vor.

„Okay, mir reicht es auch.“

Wir fahren zunächst in unseren eigenen Spuren zurück.

„Wir können versuchen, die Sanddünen, in denen wir auf dem Hinweg steckengeblieben sind, östlich zu umfahren, vielleicht ist der Sand weiter draußen fester.“

„Das glaube ich nicht, aber wir können es versuchen“, antwortet Frank.

Wir fahren mit einem Abstand von vielleicht vier bis sechs Kilometer parallel zu unserem Hinweg. Der Sand ist weich, aber wir kommen besser durch als am Morgen. Zumindest fahren wir uns nicht fest und müssen keinen heißen Sand schaufeln. Wir unterhalten uns nicht viel, jeder hängt seinen Gedanken nach.

Ich formuliere meine Gedanken als erster laut: „Wenn das Lager nur heute verlassen war, und die zurück kommen, dann sehen die unsere Spuren und wissen das jemand da war. Dann brauchen sie nur unseren Spuren im Sand folgen und kommen direkt zu uns.“

„Mmh, das wäre doof, aber wenn die nur mal kurz auf Beutezug gewesen wären, hätten sie eine Wache zurück gelassen, nee, da kommt heute keiner mehr.“

„Ja, du hast wahrscheinlich recht, aber wenn die nun zufällig heute kommen, um ihre Ersatzteile zu holen, dann sehen sie auch, dass unsere Spuren ganz frisch sind. Oder die Nomaden verraten uns. Vielleicht waren die

Nomaden ja auch die getarnten Wachen, und warum dann nicht mal kurz unseren Toyota im Vorbeigehen abzocken?“

„Die Nomaden sind die Einzigen, die uns gesehen haben. Wenn das getarnte Wachen gewesen wären, hätten die sich uns doch gleich in den Weg stellen können, dann wäre unser Toyo jetzt schon filetiert und nur das Gerippe läge noch dort im Sand.“

„Vielleicht wollen sie uns nicht im eigenen Lager überfallen, dann wäre jedem klar, wer die Banditen sind.“

„Sofern jemand übrig bleibt, der von Banditen berichten kann.“

„Aber wenn die uns hätten abknallen wollen, hätten sie es schon getan.“

„Also doch ein verlassenes Rebellenlager!?“

„Ich denke nicht, dass es für immer verlassen ist. Dann wären keine Lebensmittel mehr dort und auch die Ersatzteile hätten sie auf dem Markt in Agadez oder sonst wo verkauft.“

Die Sanddünen zu unserer Linken werden kleiner und geben einen kleinen Pass frei.

„Sollen wir versuchen, hier rüber ins Nachbar-Gassi zu kommen? Dann müssten wir schon bald an unserem Übernachtungsplatz sein.“

„Komm, probier, vielleicht klappt es.“

Frank schaltet einen Gang runter und gibt Gas. Tatsächlich, der Toyota wühlt sich den Hang hinauf. Die Dünenkuppe ist so flach und fest, das wir ohne Bedenken vor der bevorstehenden Abfahrt anhaltenden und das Gelände inspizieren können.

„Da unten sind unsere Spuren“, ruft Frank freudig, „ich kann sie ganz deutlich sehen.“

„Na dann los, Gas ist rechts!“

Der Motor heult auf und ich spüre die Beschleunigung. Bruchteile von Sekunden später spüre ich den Gurt an der rechten Schulter. Frank macht eine Vollbremsung.

„Was soll das?“

„Da unten sind zwei Spuren“, entgegnet Frank entsetzt, „die sind an unserem Übernachtungsplatz, die verfolgen uns.“

Tatsächlich, ganz klar zu erkennen, da sind zwei Autos gefahren, wir und noch jemand. Ich spüre, wie meine Halsschlagader pocht.

„Los, zurück! Schnell! Wir stehen hier wie auf dem Präsentierteller!“, schreie ich, ohne zu merken, dass ich schreie.

Rückwärtsgang rein und Vollgas. Sand fliegt durch die Luft, aber der Toyo bewegt sich nicht merklich.

„Verfluchter Dreck, wir stecken fest!“ Ich springe raus, scharre wie ein Besessener mit den Händen den Sand hinter den Rädern weg. Frank macht das Gleiche.

„Los, probier rückwärts rauszukommen, ich schiebe.“

Der Toyo brüllt und bewirft mich mit Unmengen von Sand, aber er bewegt sich.

„Komm, wir sind frei“, brüllt Frank.

Ich springe ins fahrende Auto und mit einem Affenzahn geht es die Dünne hinunter. Oben verzieht sich langsam der Staub und die schwarze Rußwolke.

„Wo lang?“

„Keine Ahnung, weg hier.“

„Scheiße, Scheiße, Scheiße“, wir schreien nur noch.

Adrenalin pur.

Frank hält an: „Wir müssen klar denken, lass uns überlegen, was wir machen, jetzt keine Panikreaktionen.“

„Uns bleiben nur zwei Richtungen, Ost oder West. Im Norden ist unser Übernachtungsplatz, da werden wir erwartet. Im Süden ist das Rebellenlager.“

„Wir wissen nicht, ob der fremde Wagen zu unserem Übernachtungsplatz hingefahren, oder von dort gekommen ist“, stellt Frank fest.

„Stimmt, das wäre gut zu wissen, denn dann wäre auch die nördliche Richtung offen. Ich gehe rüber und sehe mir den Verlauf der Spuren an.“

„Warte, uns bleibt nur der Weg Richtung Westen.“

„Warum?“, frage ich erstaunt.

„Süden scheidet aus.“

„Klar.“

„Im Osten geht's raus in die Ténéré, aber im Sand sind die uns fahrtechnisch weit überlegen. Wenn die einmal unsere Spur aufgenommen haben, gibt's kein Entkommen.“

„Ja, aber zurück nach Iferouane ist genau das, womit die rechnen.“

„Möglich, aber selbst wenn wir raus in die Ténéré wollten, hätten wir dafür nicht genug Sprit. Und aus dem Grund scheidet auch die nördliche Richtung aus. Wir müssen zurück nach Iferouane.“

„Okay, dann ist die Entscheidung gefallen und wenn die clever sind, kennen die unseren Weg.“

„Also wieder den Dünenkamm hoch?“

„Ja, was sonst?“

Frank dreht einen weiten Bogen und wieder wühlt sich der Toyo den Hang hinauf.

„Lass mich oben aussteigen, ich suche die Gegend mit dem Fernglas ab und laufe die Düne runter.“

„Okay.“

Ich suche die Dünen ab, doch erkennen kann ich nichts. Wieder im Tal bei Frank und Toyo angelangt springe ich in den Toyo und Frank gibt Gas. Wir fahren in unserer eigenen Spur von heute morgen und der neuen Spur der Verfolger nach Süden.

„Unsere Verfolgerspur biegt ab zu unserem Übernachtungsplatz“, stellt Frank fest.

„Vorne rechts der Reifen hat kein Profil, die anderen drei sind gute Sandreifen, die nördliche Richtung wäre also auch mit genügend Diesel im Tank nicht in Frage gekommen.“

Wir verlassen unsere Spur und folgen einem kleinen Gassi in süd-östliche Richtung.

„Die Richtung ist gut. Wir kommen gleich aus dem Sand raus an den Fuß des Adrar Tamgak.“

„Auf dem Fels wird es schwer, unsere Spur zu finden oder zu verfolgen, wir wechseln dann unsere Richtung.“

„Ja, aber gleich ist es dunkel. Lass uns lieber einen Übernachtungsplatz suchen“, lautet mein Vorschlag.

„Ich wäre schon gerne aus dem Scheiß hier raus“, antwortet Frank.

„Du willst doch nicht nachts mit Licht hier rumeiern? Da sind die uns haushoch überlegen!“

„Schon klar, trotzdem wäre ich gerne hier raus.“

Eine halbe Stunde später weicht der Sand einer Kiesfläche. Je dichter wir an das Bergmassiv heran fahren, um so größer werden die schwarzen Kiesel. Kurz darauf fahren wir über eine riesige Steinplatte. Hier hinterlassen wir keine Reifenabdrücke und ändern die Richtung. Wir fahren direkt auf das Bergmassiv im Süden zu.

„Siehst du dahinten den Felsabbruch?“ Frank zeigt auf einen Felsbrocken, so groß wie ein Mehrfamilienhaus, der einige Meter vor der fast senkrechten Massivwand liegt.

„Vielleicht kommen wir über die kleinen Steinbrocken hinweg und können uns zwischen Felsbrocken und Felswand verstecken.“

„Die Idee ist gut, aber kommen wir da hin?“, frage ich kritisch, denn die Steine in der Zufahrt sind größer, als angenommen.

„Ach, klappt schon, ist doch ein Toyota.“

Und tatsächlich, der Toyo kämpft sich über die Steine hinweg. Nur zweimal kracht und schabt es unter dem Wagen, als beim Einfedern der Hinterachse der Hecküberhang auf einen Felsbrocken aufschlägt. Zu der Erinnerungsbeule an den Dieselfritzen kommen zwei weitere Erinnerungsbeulen an die Rebellenflucht hinzu. Endlich ist der Motor aus und Ruhe umgibt unseren Übernachtplatz.

Frank wühlt in der Zargesbox nach etwas Essbarem, er ist heute mit kochen dran, dafür muss ich später den Abwasch machen.

„Was meinst du zu Reis mit Tomatensoße? Oder lieber Nudeln mit Tomatensoße, oder Reis mit Dosengulasch? Ah, wir haben auch noch Kartoffelbrei aus der Tüte.“

„Ich habe einen Bärenhunger, also viel Reis mit viel Tomatensoße.“

Wir umranden den Bunsenbrenner mit Steinen, damit auch ja nicht der kleinste Lichtschimmer durch die Dunkelheit dringt und uns verrät. Während Frank das Abendessen kocht, beobachte ich die Umgebung mit dem Fernglas, ob vielleicht irgendwo ein Lichtschein zu erkennen ist, oder eine andere Merkwürdigkeit mein Aufsehen erregt. Aber es scheint, als wären wir völlig allein.

„Essen ist fertig“, ruft Frank.

Zuhause würden wir die Pampe aus Reis, Wasser und Tomatenmark, abgeschmeckt mit Salz, Pfeffer und getrockneten Kräutern der Provence, nicht mal dem Hund vorsetzen, aber hier schmeckt sie erstaunlich gut und macht vor allem satt.

Der Aufwasch ist schnell erledigt, denn wir essen gemeinsam aus dem Topf, in dem auch gekocht wurde. So bleiben nur zwei Löffel und der Topf mit Sand sauber zu reiben.

Anschließend verpacken wir alles abfahrbereit und klettern den Felsen hinter uns ein Stück nach oben. Hinter einem großen Stein können wir zu zweit sightgeschützt sitzen, und dennoch einen weiten Blick in die Richtung werfen, aus der wir gekommen sind.

„Was meinst du, ob die uns suchen?“, frage ich Frank. „Keine Ahnung, vielleicht ist das auch alles Zufall, vielleicht irgendwelche Touristen, die unsere Spuren entdeckt haben und diesen folgen, vielleicht Polizei oder Militär, weil der Polizeichef mitbekommen hat, dass unser angeblicher Führer doch nicht bei der Tankstelle gewartet hat.“

„Die werden aber nicht den teuren Diesel verfahren, um zwei Touris zu suchen, welche die Führerplicht umgehen. Zudem haben wir angegeben, nach Assamakka zu fahren. Wenn, dann suchen die in der entgegengesetzten Richtung.“

„Mehr, als Vermutungen anstellen, können wir nicht. Das wird sich erst klären, wenn wir ihnen begegnen.“

„Danach habe ich keine großes Verlangen, ehrlich gesagt. Andere Touris werden es nicht sein, und alles andere wird unangenehm für uns.“

„Unangenehm ist es auch so schon. Irgendwo da draußen kurven welche rum, die vielleicht hinter uns her sind, und...“

Von einem Augenblick zum Nächsten ist alles anders. Mit einem Mal versagt die Stimme, alle Sinne richten sich nach der Dunkelheit. Verdammte, da war doch was?

„Achtung, da hinten sind zwei Scheinwerfer. Die kommen auf uns zu!“

„Scheiße, die kommen, warum sind die so nahe, warum haben wir nicht gehört?“

Im Dunkeln ist es schwer zu schätzen, aber die Lichter sind nicht irgendwo am Horizont, sondern vielleicht nur einen Kilometer von uns entfernt.

Frank springt auf und stürmt den Abhang hinunter. Ohne viel Nachzudenken renne ich hinterher. Frank reißt die hintere Tür auf und zerzt seinen Schlafsack raus.

„Was hast du vor?“, will ich wissen.

„Den über die Frontscheibe werfen, damit irgendwelche Lichtreflexionen uns nicht verraten. Mach was mit den Scheinwerfern!“

An meinen Schlafsack komme ich auf die Schnelle nicht ran, er liegt zusammengerollt und mit zwei Gurtbändern verschlossen auf der Rückbank. Ich ziehe die Jacke aus und hänge sie vor den rechten Reflektor. Meinen warmer Pullover vor den Linken. Jetzt ist auch schon das Motorengeräusch deutlich zu hören. Es kommt näher. Frank liegt auf dem Autodach und hält den Schlafsack fest, damit er nicht runterrutscht.

Das Motorengeräusch ändert sich. „Jetzt muss er auf der Felsplatte sein“, flüstert Frank.

Wir sehen den Lichtkegel an der Felswand entlang streifen. Das Fahrzeug kommt noch näher. Sie müssen jetzt genau vor dem uns schützenden Felsbrocken sein. Wir sind absolut still, doch trotzdem habe ich Angst, dass mein schnell und laut pochendes Herz uns verraten könnte.

Das Auto fährt vorbei. Die Sekunden kommen mir endlos vor. Der Lichtkegel verschwindet und das Brummen entfernt sich. Die Anspannung fällt schlagartig von uns ab und sofort stellt sich ein Gefühl der Freude ein.

„Die haben uns nicht gesehen, solche Trottel“, lacht Frank.

„Sag nicht Trottel, dass war die Spezialeinheit des nigrischen Militärs“, entgegne ich während ich mir wieder Pullover und Jacke anziehe.

Minutenlang lästern wir über unsere Verfolger, wobei wir noch nicht mal wissen, ob es überhaupt Verfolger gibt.

„Ich koche noch einen Tee, kannst ja schon hoch zu unserem Ausguck gehen“, sagt Frank.

„Kannst ja zwei Tassen mehr kochen, falls die zurück kommen, dann laden wir sie auf einen ‚Herzlich-Willkommen-Tee‘ ein.“

Fünf Minuten später ist auch Frank mit dem heißen, starken und süßen Tee bei unserem Aussichtsplatz. Der Sternenhimmel ist klar, der Orion ist deutlich zu erkennen. Der Polarstern steht tief am nördlichen Horizont. Keine andere Lichtquelle ist auszumachen. Nicht der Schein eines Lagerfeuers, kein Leuchten einer Oase und vor allem keine Autoscheinwerfer.

„Ich schlafe heute hier oben, wo schläfst du?“

„Ich penne auf dem Dachgepäckträger, wie immer“, antwortet Frank.

„Wenn die Sonne uns weckt, brechen wir auf.“

„Okay.“

„Oder wir stellen uns den Wecker, dann fahren wir in der Dämmerung ohne Licht und werden nicht so leicht gesehen.“

„Gute Idee, dann stelle ich mal den Wecker auf vier.“

„Was, so früh! So gut war die Idee nun auch wieder nicht.“

„Nee, lass mal, vier Uhr ist gut, dann trinken wir in Ruhe einen Tee und sobald wir die Piste erkennen können, geht's los.“

„Okay, ich hol meinen Schlafsack und Isomatte, und dann war für mich der Tag lang genug.“

Es ist stockdunkle Nacht.

„Hey, aufwachen, Tee ist fertig.“

Ich beneide Frank, ihm macht es scheinbar nichts aus, aus dem warmen gemütlichen Schlafsack zu kriechen. Ich tue mich da deutlich schwerer. Aber immerhin brauche ich keinen Kaffee kochen, das übernimmt Frank freiwillig jeden Morgen.

Der östliche Horizont färbt sich grau. Die Steine und Fahrspuren sind immer deutlicher zu erkennen. Frank startet den Motor und lässt ihn einige Minuten warm laufen, während ich die Edelstahltagen mit einem winzigen Schluck Wasser ausspüle.

Nach einer halben Stunde treffen wir auf eine deutliche und gut zu befahrende Piste, welche wenig später in die Hauptpiste mündet, auf der wir gekommen sind. Am Brunnen Tadeida tranken Nomaden ihre Ziegen und eine Stunde später kommen wir an die ersten verstreuten Hütten der rettenden Ortschaft Iferouane.

„Lass uns doch erst was frühstücken, bevor wir zur Tanke fahren und am Brunnen Wasser holen“, bettelt Frank.

„Da vorne, das Café auf der linken Seite sieht doch brauchbar aus.“

Der Besitzer liegt im Schatten seiner Bretterbude, welche die Küche darstellt. Er hat schon lange keine Gäste mehr bewirtet und ist überrascht, weiße Europäer hier zu sehen.

Das Café scheint neu zu sein. Die Stühle sind aus Holz, teilweise zwar schon kaputt, aber zwei Brauchbare lassen sich auftreiben. Dafür ist der Platz relativ sauber und einige Dattelpalmen sind neu angepflanzt. Diese spenden

zwar noch keinen Schatten, aber in einigen Jahren, vielleicht Jahrzehnten, ist es bestimmt ein schöner Platz, sofern man ihn dann immer noch sauber hält.

Frank kommt von der Küche zurück und teilt mir das Ergebnis der Unterhaltung mit dem Chef mit.

„Zu essen hat er nichts, aber er kann was besorgen. Sollen wir es auf einen Versuch ankommen lassen?“

„Meinetwegen, eine Chance soll er haben.“

„Rührei mit Brot, das müsste er schaffen mit dem, was es hier zu kaufen gibt.“

„Okay, dann bestell mal Rührei aus sechs, ach Quatsch, acht Eiern und frisches Brot dazu.“

„Und eine große Kanne Tee.“

Der Alte grinst und freut sich sichtlich über die Bestellung. Einer seiner Söhne muss Eier und Brot besorgen, der ältere Sohn macht Feuer und kocht den Tee. Später wird auf dem Feuer unser Rührei gebraten.

Das Ei schmeckt gut und das Brot ist noch richtig heiß, ebenso der süße Tee. Wir unterhalten uns mit dem Besitzer.

„Wenn ihr wieder hier vorbei kommt, ist mein Café ein großes Hotel geworden, mit vielen Zimmern, großer Empfangshalle und einem großen Restaurant in einem schönen grünen Garten.“

„Wann wird es soweit sein?“, frage ich ungläubig.

„Inschalla, wie Gott will, aber erst müssen die Palmen groß werden.“

Dann legt er sich wieder in den Schatten und wartet, dass die Palmen wachsen. Wir sind froh hier zu sein, kein Stress, von den Verfolgern mal abgesehen, einfach Ruhe.

Das ändert sich, als wir das Café verlassen. Inzwischen hat es sich rumgesprochen, dass Touristen in der Oase sind. Souvenirhändler warten am Ausgang des Cafés auf

uns. Viele haben einen kleinen Teppich ausgerollt, auf dem sie all ihre Waren anpreisen. Hauptsächlich Silberschmuck, Schwerter und Dolche. Hinzu kommen unzählige Kinder, die nach Kugelschreibern, Bonbons oder am Besten gleich nach Geld betteln.

Und natürlich umkreisen uns wieder Hunderte von Fliegen, die den Kindern und Händlern in ihrer Aufdringlichkeit in nichts nach stehen.

An der Tankstelle kaufen wir ein 200 Liter Fass Diesel und pumpen es in den Haupt- und Zusatztank unseres Toyos. Es gibt keine Zapfsäulen, sondern nur Fassware, die normalerweise in 20 Liter-Kanister und 1 Liter-Flaschen umgepumpt wird, genau wie beim Diesel-Schmuggler in Dirkou. Natürlich will auch hier, wie in allen Oasen, jeder wissen, woher und wohin wir fahren, aber wir verraten nichts. Assamakka ist unser offizielles Ziel. Woher wir kommen? Aus Agadez natürlich!

Anschließend fahren wir zum Brunnen. Junge Frauen waschen Wäsche, andere ziehen immer wieder den schweren Wassersack, gefertigt aus einem alten Autoreifen, aus der Tiefe und füllen das Wasser in Kanister, die sie auf ihren Eseln festgebunden haben. Wir sind die Hauptattraktion und werden verstohlen begutachtet, dabei wird geflüstert, gekichert und gelacht.

Gegen Mittag sind alle Vorräte aufgefüllt und wir machen uns auf den Weg in Richtung In Azaoua. Wir umfahren den Polizeiposten, denn noch mal wird er uns die Geschichte mit dem wartenden Führer an der Tanke nicht abnehmen, und dann heißt es für uns einige 100 km entspannt in Richtung Nord-West.

Verreckt

Die Piste von Iferouane in Richtung In Azaoua lässt sich schnell befahren. Akazien und Tamarisken säumen den Weg. Links und rechts der Piste weiden Dromedare. Die Farben sandbraun, grün und himmelblau bestimmen das Bild.

Plötzlich, mitten im Nichts, steht links neben der Piste ein altes, rostiges Stoppschild. Rechts, im Schatten der Tamariske, liegt auf einer alten schmutzigen Schaumstoffmatratze ein Uniformierter und döst.

Gehorsam halten wir an und ich reiche unsere Pässe zum Seitenfenster raus. Langsam erhebt sich der Soldat, rückt seine zerknitterte Uniform zurecht und stellt sich mit geschwellter Brust vor unseren Toyo.

„Was hält der jetzt für einen Zauber ab?“

„Wir hätten nicht halten sollen“, antworte ich.

Der Soldat, der weder Französisch noch Englisch spricht, geht fünf Meter hinter unser Auto, stampft mit dem rechten Fuß in den Sand und brüllt: „Retoure! Stopp!“

Frank legt den Rückwärtsgang ein und setzt den Wagen an die Stelle zurück, an der sich sein Stiefelabdruck deutlich sichtbar im Sand befindet, nämlich genau auf Höhe des Stoppschildes. Drei bierkistengroße Steine werden vor unserem Wagen auf die Piste geschoben.

„Der hat einen Sonnenstich“, amüsiert sich Frank.

„Was macht der denn jetzt?“

„Der ist doch völlig durchgeknallt.“

Irritiert sehen wir, wie er zurück zu seiner Matratze geht und an seinem Gewehr zerrt, welches er in dem schattenspendenden Baum aufgehängt hatte. Doch das Gewehr hat sich in den Ästen verhakt und kommt nicht runter.

Nach minutenlangem Gezerre und Gerüttel gibt der Ast nach und kracht samt Gewehr auf seine Schlafstätte. Er entwirrt seine Waffe, entriegelt sie und kommt, mit dem Lauf auf uns gerichtet, zum Auto zurück. Schlagartig vergeht uns das Witze machen und Lachen.

„Der ist wirklich irre“, meint Frank ernst.

Er steht neben meinem Beifahrerfenster, hält den Lauf in den Wagen und befiehlt in militärischem Tonfall:

„Passport!“

Ich reiche sofort unsere beiden Pässe zum Fenster raus. Mit prüfendem Blick blättert er alle Seiten in meinem Pass durch.

„Der kann noch nicht mal lesen, guck dir das an.“

Mit ebensolcher Ernsthaftigkeit blättert er Franks Reisepass Seite für Seite durch, nur, dass er den Pass verkehrt herum hält.

Er gibt uns die Pässe zurück, zieht den Lauf seines Gewehrs aus dem Wagen und legt es auf seine Matratze, dann räumt er die drei Steine bei Seite und gibt Zeichen zum Weiterfahren.

„Hoffentlich kommen von denen nicht noch mehr.“

„Vielleicht beim Brunnen In Tadera, aber in der Karte sieht es so aus, als könnten wir ihn westlich in einem Seitental umfahren.“

„Ist vielleicht das Beste, wir müssen bei der illegalen Ausreise ja nicht unnötig auffallen.“

Es findet sich auch ein breites Gassi, das in nördliche Richtung verläuft. In diesem Gassi kommen wir gut voran, wenngleich das schneidende Kamelgras wildes Slalomfahren erfordert. Plötzlich stoßen wir auf Fahrzeugspuren eines Geländewagens, denen wir folgen. Diese Spuren erweisen sich als äußerst hilfreich, denn das Gassi verzweigt sich mehrmals.

Die Spuren führen jedoch sicher durch das Labyrinth hindurch, sicherlich ein Fahrer mit sehr guten Ortskenntnissen.

Landschaftlich geht's durch reine Wüstengegend. Geröll, kleine Dünen, Felsen ohne jeden Bewuchs.

Am nächsten Morgen treffen wir auf ein Spurenbündel und wir folgen diesem. Die Piste macht eine S-Kurve mitten durch zwei kleine Sicheldünen und führt auf eine Anhöhe.

Obwohl wir schon jeden Moment damit gerechnet haben, sind wir nun doch überrascht, nur wenige Meter von dem alten Franzosenfort Redoute Flatters entfernt zu stehen. Die nigrische Fahne flattert einsam im Wind, aber kein einziger Soldat oder sonstige Bewohner sind zu sehen. Wir halten uns nicht länger auf, fahren weiter in Richtung Norden.

Jetzt wird es spannend, wir sind konzentriert und hellwach. In diese Gegend kommen nie Touristen und die letzten, von denen wir hörten, sind von algerischen Soldaten beschossen worden, weil die Soldaten sie für einen Überfalltrupp aus dem Niger hielten. Eine dumme, aber folgenschwere Verwechslung.

Wir fahren durch eine Schotterlandschaft, die aussieht, als habe hier eine Baggerfahrschule ihr Übungsgelände gehabt. Keine drei oder vier Kilometer später treffen wir auf Fahrspuren von Lastwagen, welche kreuz und quer in dem Gelände umher gefahren sein müssen. Jede Menge verrosteter Konservendosen liegen verstreut im Kies, alle gleichaussehend, der Schriftzug ist noch zu erkennen: „Algérie - ARMEE - Fromage - Vache 1998“.

„Käsedosen“, belacht sich Frank.

Die Spuren bündeln sich. Wir folgen ihnen mit Schrittgeschwindigkeit und wollen sofort aussteigen und win-

ken, sobald wir die Kaserne oder einen Militärjeep sehen. Bloß kein unnötiges Risiko eingehen, und auf keinen Fall für ein Überfallkommando gehalten werden.

„Da, dahinten ist die Kaserne!“, rufe ich Frank zu.

Einige Wellblechbaracken und wenige Steinhäuser, umgeben von einem unüberwindbaren Drahtzaun, stehen in der dunklen Kiesebene akkurat angeordnet nebeneinander. Frank hält sofort an. Wir steigen aus und ich gucke durchs Fernglas.

„Was siehst du?“

„Auf dem Wachturm steht einer, guckt mit dem Fernglas zu uns. Jetzt kommen noch zwei dazu, gucken auch zu uns.“

„Was ist das dahinten für eine Staubwolke?“

„Wo?“

Aber die Antwort erübrigt sich. Zwei Geländewagen, gefolgt von drei Militärmannschaftslastwagen, rasen auf uns zu.

„Das wird ja ein ganz besonderer Empfang.“

„Ja, Hauptsache, die schießen nicht.“

20 m vor uns stoppt der Konvoi. Von jedem Lastwagen springen mehr als ein Dutzend Soldaten herab und richten ihre Maschinengewehre auf uns. Wir sehen in die Läufe von 40 oder 50 Gewehren.

„Die spinnen doch jetzt total.“

Frank kommt nicht mehr zum Antworten, aus dem ersten Geländewagen ruft ein Soldat zu uns herüber:

„What is your Nationality?“

„German.“

„Come in front of your car, show me your passports.“

Wir stellen uns vor unseren Toyo und halten die Reisepässe in die Luft.

„Ich bin gespannt, wie er den so lesen will“, belustigt sich Frank.

„Come to me, slowly, and show me your Passport, let your car there.“

Wir gehen zu ihm und zeigen unsere Pässe. Er blättert beide durch und gibt Befehle an einen Soldaten, der daraufhin unsere Pässe zu dem zweiten Geländewagen bringt. Dieser verschwindet sofort samt Pässe Richtung Kaserne.

Wir müssen zu unserem Auto zurück und vor dem Wagen stehen bleiben. Die Zeit will nicht vergehen, es dauert eine Ewigkeit, bis endlich das Funkgerät im Militärjeep piept. Kurze Befehle ertönen und alle Soldaten lassen ihre Waffen sinken und klettern zurück auf die Mannschaftswagen.

„Follow us.“

Wenige Minuten später betreten wir die Kaserne und folgen unserem Befehlsgeber zu einer Baracke, vor der ein vier mal vier Meter großer Garten angelegt ist, der Einzige auf dem ganzen Gelände.

Mit der Wache werden einige Worte auf arabisch gewechselt, dann öffnet sich die Tür und wir werden in einen großen Raum geführt. Am anderen Ende des Raumes steht ein riesiger Schreibtisch, auf dem ein wildes Durcheinander von Akten und Zetteln herrscht. Hinter dem Schreibtisch erhebt sich ein Uniformierter, ein sehr dünner und groß gewachsener Algerier.

Er ist überaus freundlich, begrüßt uns mit Handschlag, spricht gut Englisch und stellt sich als Kommandant vor. Vor seinem Schreibtisch steht ein kleiner Beistelltisch mit zwei Stühlen, auf denen wir uns niederlassen. Frank und ich sitzen uns gegenüber. Ich sehe auf die Fensterfront mit dem grünen Garten dahinter und Frank auf eine

mit brauner Ölfarbe gestrichene Wand, an der eine Detailkarte des Grenzgebietes hängt.

Der Kommandant greift zum Telefon und unsere Arabischkenntnisse reichen aus, um zu verstehen, dass Tee und Datteln geordert werden. Aber unsere Kenntnisse der Araber reichen auch aus, um zu wissen, dass dies noch nicht bedeutet, dass unser Vorhaben, nach Algerien einzureisen, freundlich beschieden wird.

Ein Offizier bringt unsere Pässe, die der Kommandant sofort an uns weiter reicht. Schon mal ein gutes Zeichen. Ein Soldat bringt eine Kanne frischen Tee, mit auf dem Tablett stehen drei Teegläser und eine Schale Datteln. Während wir den Tee schlürfen, will der Kommandant vieles vom Leben in Deutschland wissen. Wie lange unsere Grundwehrdienstpflicht dauert, ob es in unseren Gefängnissen wirklich Fernseher gibt und ob man wirklich tagsüber aus dem Gefängnis zu seiner Arbeit gehen darf.

Nach der Teerunde ist der Smalltalk beendet und jetzt werden die eigentlichen Fragen gestellt.

„Wo seit ihr im Niger gewesen, was habt ihr erlebt?“

Wir erzählen von Bilma, von den riesigen Karawanen beladen mit Salz auf dem Weg nach Agadez, von dem faszinierenden Farbenspiel im Air, wo der hellgelbe Wüstensand auf schwarzes Vulkangestein trifft. Die kritischen Dinge unterschlagen wir. Die Behandlung der illegalen Schwarzafrikaner, wie wir sie in Djanet erlebt haben, sowie das Lager der Rebellen, in das wir zufällig führen, behalten wir für uns.

„Warum seid ihr hier?“

Jetzt bloß nicht erzählen, dass wir nur dem Ärger in Assamakka umgehen wollen, weil wir ohne Permit und Versicherung in Niger unterwegs waren.

„Auf unserer Michelin-Karte ist hier in In Azaoua ein algerisches Grenzfähnchen eingezeichnet und wir dachten, hier gäbe es eine Möglichkeit des Grenzübertritts.“

„Die Karte ist falsch, hier gab es zur Kolonialzeit eine Übergangsstelle, aber seit der Unabhängigkeit ist es nicht mehr möglich, hier einzureisen. Die Michelin-Karte ist seit über 50 Jahren falsch.“

„Wo können wir die Einreise erledigen?“, will Frank wissen, obwohl wir natürlich genau wissen, dass dies nur in Assamakka möglich ist.

Und so lautet die Antwort erwartungsgemäß:

„In Assamakka.“

„Okay, dann müssen wir nach Assamakka fahren, aber könnten Sie uns eine Genehmigung ausstellen, mit der wir in der Wüste über algerisches Gebiet fahren dürfen?“

„Wo wollt ihr lang fahren?“ Der Kommandant erhebt sich und geht zur Karte an der Wand.

„Hier, über diese Piste“, dabei führe ich den Zeigefinger über die gestrichelte Linie auf der Karte von In Azaoua nach Assamakka, die parallel zur Grenze verläuft.

Der Kommandant macht eine nachdenkliche Mine. Wir sind froh, denn er denkt wenigstens nach und sagt nicht gleich Nein.

„Die Strecke ist einsam und wird von uns auch nicht regelmäßig befahren. Es ist gefährlich.“

Sein Tonfall ist immer noch nachdenklich, er scheint nur seine Gedanken laut auszusprechen, ohne eine endgültige Antwort zu geben.

„Es sind nur 100 km, wir haben mehr als genügend Wasser und Diesel dabei, und wenn wir in Assamakka angekommen sind, kann man von dort einen Funkspruch zu Ihnen senden. Falls Sie innerhalb der nächsten fünf

Tage doch nichts von uns hören, können Sie die Strecke ja mal abfahren lassen. Wenn wir jetzt nach Niger zurück fahren, und dann quer rüber, ist es kilometermäßig weiter und für uns nicht ungefährlicher“, versuchen wir ihn zu lenken.

„Nein, eine schriftliche Genehmigung kann ich euch dafür nicht erteilen, dazu brauche ich das Okay aus Algier, und das werden wir nicht kriegen.“

Ich gucke erstaunt zu Frank hinüber, hat er das auch bemerkt? Der Kommandant spricht von „Wir“.

Damit steht er auf unserer Seite und sucht eine Lösung in unserem Sinne, und nicht nach einer Lösung, uns möglichst schnell wieder los zu werden. Frank nickt und lächelt, es ist ihm also ebenso aufgefallen.

Es klopft an der Tür, der Sekretär bringt einige Papiere zur Unterschrift, die der Kommandant auf die Schnelle im Stehen abzeichnet, während wir zu unseren Tee-gläsern und den leckeren Datteln an den Tisch zurück kehren.

Kurz danach setzt sich der Kommandant auf seinen Sessel hinter seinem übergroßen Schreibtisch. Plötzlich gibt es einen Schlag, das rollende Untergestell des Chefsessels schleudert über den Boden hinweg und kracht an die Wand, der Sitz fliegt in die andere Richtung und unser Chef sitzt auf dem Boden, das Kinn auf seinem Schreibtisch.

Jetzt bloß nicht loslachen. Ich beiße mir auf die Zunge und sehe nach unten, bloß nicht zu Frank rüber sehen, ich müsste sofort loslachen. Frank geht es genauso. Die Zeit kommt uns ewig vor. Auf jeden Fall das Lachen unterdrücken. Nicht, dass er es missversteht und glaubt, wir wären schadenfroh und seine Sympathie für uns umschlägt.

Die Wache vor der Tür kommt unaufgefordert herein, wahrscheinlich von dem lautstarken Zusammenbruch des Chefsessels angelockt. Der Kommandant brüllt, erteilt Befehle. Sofort werden die beiden Einzelteile aus dem Zimmer entfernt und ein, mit weißer Lackfarbe gestrichener, Holzstuhl hereingetragen. Damit ist die Situation für ihn gemeistert, doch für Frank und mich noch lange nicht. Immer wieder beiße ich mir fest auf die Zunge, vermeide jeden Blickkontakt mit Frank und traue mich nicht, von dem Tee in meinem Glas zu trinken.

„Was ist das auf dem Plakat?“, fragt Frank und zeigt auf ein Poster, das neben der Tür hängt.

Wir stehen alle drei auf und gehen zu dem Bild einer Artistengruppe der französischen Polizei, die mit sieben Polizisten auf einem Motorrad fahren.

„So was Lustiges habe ich noch nie gesehen“, sagt Frank und beginnt mit Tränen in den Augen zu lachen.

Ich falle in sein Lachen ein und wir kriegen uns nicht mehr ein. Der Kommandant steht dabei und scheint uns nicht zu verstehen, bis auch er herzlich zu lachen beginnt. Eine weitere Kanne Tee wird gebracht und der Kommandant füllt die Gläser auf.

„Ihr könnt die Einreiseformalitäten auch in Tamanrasset machen“, beginnt er, während er mir die Zuckerschüssel reicht.

„Die Strecke wird von unserem Versorgungslastwagen täglich befahren. Wenn ihr in der Nähe unserer Versorgungspiste bleibt, seid ihr sicher.“

„Einreiseformalitäten in Tam, hm, nicht unbedingt die beste Lösung“, sinniert Frank.

„Denkst du auch an die Einreiseformalitäten, damals in Béchar?“, frage ich.

„Genau, das ist zwar verjährt, aber noch mal habe ich dazu keine Lust, zumal der Richter auch anders entscheiden könnte.“

„Aber unsere speziellen Erfahrungen mit Einreiseformalitäten in Algerien können wir ja jetzt unserem Kommandanten nicht erklären.“

„Nee, besser nicht, sonst geht es ohne Diskussion zurück nach Niger.“

„Wir brauchen das auf jeden Fall schriftlich von ihm.“
Frank wendet sich an den Kommandanten:

„Können Sie uns ein Permit, eine Genehmigung für den Grenzübertritt und die Strecke bis Tam ausstellen?“

Die Antwort ist ganz klar:

„Nein, ich werde nichts schriftlich festhalten.“

„Und was jetzt?“, will Frank von mir wissen.

„Mir ist es egal, ich fahr nach Tam und ich fahr auch zurück. Wir können ja noch mal auf den Kilometerstand gucken, und bei gerader Kilometerzahl geht's weiter nach Tam, ansonsten halt zurück.“

„Ich hätte Lust nach Tam zu fahren.“

„Okay, dann auf nach Tamanrasset.“

Zum Kommandanten gewandt: „Okay, wir fahren entlang der Versorgungspiste nach Tam und erledigen dort die Einreiseformalitäten.“

„Braucht ihr noch irgendetwas? Habt ihr genug Wasser? Ich kann euch Käse in Dosen mitgeben.“

Er wirkt erleichtert.

„Nein, wirklich, wir haben alles, vielen Dank.“

„Habt ihr genug Diesel?“

Natürlich haben wir genügend Diesel dabei, aber wer kann dazu schon Nein sagen.

„Diesel müssten wir genug dabei haben, aber das wäre das Einzige, was knapp werden könnte.“

„Gut, ich gebe euch 20 Liter Diesel mit.“

Der Kommandant holt ein Formularblock aus seinem Schreibtisch und füllt ein Blatt aus.

„Damit fahrt ihr zur Tankstelle, eine Wache wird euch begleiten und den Weg zeigen, dann kommt ihr noch mal hier vorbei.“ „Okay.“

Kurze Zeit später sitzen wir mit einem Soldaten in unserem Toyota und fahren zur Tankstelle der Kaserne. Der Tankwart füllt 40 Liter in unseren Tank.

„Auf dem Zettel stehen doch nur 20 Liter“, sagt Frank in französisch zu dem Tankwart.

„Nein, auf dem Bezugsschein sind 40 Liter eingetragen“, lautet die Antwort.

Zurück beim Kommandanten bedanken wir uns für die freundliche Aufnahme, den Tee und die Hilfe und fragen, was wir für den Diesel an der Zahlstelle zu entrichten haben.

„Nichts, es ist ein Geschenk der algerischen Armee. Und hier habe ich euch noch etwas einpacken lassen.“

Er überreicht uns zum Abschied noch ein schwarze Plastiktüte gefüllt mit Datteln.

Die Kaserne verschwindet langsam im Rückspiegel. Die Versorgungspiste ist deutlich zu erkennen und führt durch die dunkle Schotterebene.

„Guck mal, was ich hier habe“, mache ich Frank neugierig. „Was ist das für ein Zettel?“

„Unser Dieselbezugsschein, der Tankwart hat vergessen, ihn mir abzunehmen.“

„Dann können wir ja notfalls beweisen, dass wir uns hier beim Militär gemeldet haben.“

„Genau.“

„Dann lass uns mal nach Tam fahren.“

„Übrigens, der Kilometerstand wäre gerade gewesen.“

Vor der Stadt Tamanrasset wird unsere Piste immer breiter. Von rechts und links kommen weitere Spurenbündel dazu. Die ersten Zeichen der Zivilisation werden sichtbar. In den Lehmhütten brennt keine Petroleumlampe mehr, sondern es gibt elektrisches Licht. Es ist schon dunkel als wir auf die Teerstraße treffen, die uns ins Zentrum von Tamanrasset führt.

„Mensch, ist die Stadt gewachsen“, stelle ich überrascht fest. „Hier war früher der Campingplatz, damals war er noch am Stadtrand. Nicole, unsere Tochter, ist hier vom Hund gebissen worden.“

„Wann warst du das letzte mal hier?“, will Frank wissen. „1992.“

„Es gibt jetzt einen neuen Campingplatz, weiter draussen.“

Wenige Minuten später fahren wir durch das Eingangstor des für mich neuen Campingplatzes. Außer ein paar Touristen mit einem Landrover und einem VW-Syncro, die gemeinsam vier Wochen Urlaub machen und von Djanet gekommen sind, befinden wir uns allein auf dem Platz.

Ich freue mich auf die Dusche, die relativ sauber und funktionsfähig aussieht. Ganz anders als die Dusche in Agadez, die nur aus einem winzigen Blechkabuff bestand, in dem man sich nicht mal umdrehen konnte. Das Wasser tröpfelte nur schwach, und gerade, als ich eingeseift war, versiegt auch die letzten paar Tropfen. Da waren mir die Eimerduschen in Bilma noch lieber. Man füllt einen 20-Liter Eimer mit Wasser und begießt sich mit einer Schöpfkelle, da konnte man wenigstens absehen, wann der Schaum abgewaschen sein musste.

Aber hier, der pure Luxus: Man dreht an einem Hahn und schon plätschert ein, zwar kalter aber immerhin kräftiger, Wasserstrahl auf einen herab.

Im Restaurant gibt es gegrillte Ziegenspießchen mit Pommes, dazu gebratene Zwiebel und gegrillte Tomate. So muss es im Paradies sein.

Am nächsten Morgen fahren wir zur Einwanderungsbehörde, doch die hat geschlossen. Feiertag.

„Verdammt, heute ist Donnerstag, morgen beginnt das Wochenende, was jetzt?“, frage ich Frank.

„Keine Ahnung, ich frage mal, wann die wieder arbeiten, wartest du hier im Auto?“

„Okay.“

Nach ein paar Minuten ist Frank zurück: „Erst am Montag wieder, wie alle Behörden.“

„Und jetzt?“

„Ich sehe da nur zwei Möglichkeiten, entweder vier Tage warten und dann hoffen, dass die Formalitäten an einem Tag erledigt sind, oder voll tanken und rüber nach Djanet fahren.“

„Ich habe keine Lust, vier Tage hier zu sitzen, dann schon lieber rüber nach Djanet. Zudem könnten wir denen sagen, wir kämen aus dem Niger zurück, aus Chirfa. Das ist für die alles logisch und wir bräuchten nicht erklären, warum wir jetzt hier in Tam stehen und nicht offiziell über Assamakka gekommen sind.“

„Ja, in Djanet wäre es bei den Behörden leichter.“

„Dann sollten wir aber besser nicht die Touristenpiste fahren, da wird es bestimmt Militärkontrollen geben und wir sind ja noch illegal hier“, räume ich ein.

„Zeig mal die Karte.“

„Wir könnten den gleichen Weg zurück fahren, wieder auf die Versorgungspiste und dann im flachen Gelände, vielleicht hier in Höhe des Brunnen In Ebeggi, nach Osten schwenken. Und dann querfeldein rüber nach Djanet.“

„Das sind mehr als 800 km, das ist nicht ganz Ohne.“

„Wir können ja erst mal zur Tankstelle fahren. Volltanken ist ja auf jeden Fall schon mal eine richtige Entscheidung.“

Ich komme aus dem Staunen nicht raus. Vor zehn Jahren waren die meisten Straßen noch staubige Erdwege, heute sind alle Straßen geteert, viele Häuserfassaden neu gestrichen und die Slums größtenteils durch Betonhäuser ersetzt. Lediglich die beiden Tankstellen erkenne ich von früher. Eine an der nördlichen, und eine an der südlichen Ausfallstraße.

Wir fahren zunächst zur Shell im Norden der Stadt. Lange Autoschlangen deuten auf nichts Gutes. Und so ist es auch, die Tanke ist trocken. Der Tanklastwagen soll unterwegs sein und gegen Mittag eintreffen, allerdings nur mit Benzin, kein Diesel.

Also auf zur Nächsten.

Hier bietet sich das gleiche Bild, lange Schlangen von Pkws mit geöffneten Kofferraumdeckeln, in den Kofferräumen Galerien von Ersatzkanister. Sollte die Tankstelle Diesel haben, bunkern alle soviel sie können. Immerhin, die Tankstelle hat wenigstens Diesel. Zwei Zapfsäulen sind für die Lkws und eine für die Pkws vorgesehen.

Nach einer halben Stunde wird es hektisch, plötzlich setzt Gedrängel ein, Schubsen und Schimpfen. Bespucken gehört wohl zur algerischen Streitkultur. Das Gerücht geht rum, der Dieselvorrat sei bald erschöpft.

Ein Polizeiwagen kommt angerauscht und mit Schlagstöcken werden alle Streithälse von den Zapfsäulen weggedrängt, die Situation beruhigt sich. Von nun an ist das Befüllen von Kanistern verboten und die Polizisten bewachen die Tankstelle.

Zwei Autos vor uns ist es dann soweit, die Pumpe fördert nur noch Luft. Aber auch der Tankwagen, der Diesel

bringt, soll unterwegs sein und gegen Mittag eintreffen. Tatsächlich, nach knapp zwei Stunden rollt der Tankzug aus dem Norden heran.

Erneut bricht Hektik aus. Jeder will der Erste sein. Von Ordnung keine Spur mehr. Wildes Chaos. Benzinkanister werden scheppernd hin und her getragen. Es wird lautstark geschimpft, denn das Befüllen von Kanistern ist verboten, doch der Tankwart ist korrupt und befüllt dennoch einen Kanister nach dem Nächsten und lässt sich Geld in die Tasche stecken, jetzt unter Aufsicht der Polizei.

Wir sind an der Reihe und wollen unser 200 Liter Fass auf dem Rücksitz füllen. Die ersten Liter rauschen in das leere Fass, als auch schon der Polizist die Betankung stoppt.

„Keine Zusatztanks, nur den Haupttank“, werden wir ermahnt, doch unser Haupt- und Zusatztank sind fast voll.

„Unser Haupttank ist kaputt, der hat einen Riss und es passen nur 20 Liter rein, deshalb haben wir uns das Fass gekauft“, lügen wir. Und uns wird geglaubt.

Wie mit einem voll beladenem Kamel schwanken wir, 200 Liter Diesel später, mit unserem Toyota davon.

„Also, was machen wir?“

„Wir können ja in Richtung Süden fahren und uns die Landschaft ansehen, mal schauen, ob man überhaupt nach Osten fahren kann. Zurück nach Tam können wir ja immer noch, wir haben ja jetzt theoretisch vier Tage Zeit.“

„Gut, vorher füllen wir uns aber den Bauch noch mal so richtig mit gegrillten Hammelspießchen.“

„Einverstanden.“

Die Versorgungspiste zu der Kaserne in In Azaoua ist noch in unserem GPS gespeichert, so ist die Orientierung an den vielen Pistengabelungen ein Kinderspiel. Die Piste verläuft über lange Etappen ziemlich monoton, durch weite Reg-Ebenen. Ein einziger Trost ist, dass wir dort schnell voran kommen.

Am späten Nachmittag sehen wir die ersten Sicheldünen aus gelben Sand auf der schwarzen Kiesebene. Ein herrlicher Anblick und wie geschaffen für einen Übernachtungsplatz. Zum Abend gibt es das restliche Fladenbrot aus Tam und eine Dose Sardinen. So sind wir mit Kochen und Aufwasch schnell fertig, weil beides nicht stattfindet. Wir begeben uns mit einer Tasse abendlichen Tees auf den Dünenkamm und beobachten entspannt das Versinken des Feuerballs hinter der schwarzen Ebene.

Am nächsten Tag fahren wir durch eine atemberaubend schöne Landschaft im Gebiet des Brunnens In Ebeggi. Wie geplant ändern wir unsere Richtung von Südost auf Ost. Pisten oder Wege gibt es keine, wir fahren querfeldein und verlassen uns auf den Kompass. Der Wind hat hier die schwarz-grauen Felsen wie ein Sandstrahlgebläse bearbeitet. Zahlreiche Höhlen und Tunnel sind so entstanden. Die vielleicht 30 bis 50 m hohen Felsbrocken sehen aus, wie überdimensionale Elefanten oder Dinosaurier. Wieder andere wie Strauße oder Schachfiguren. In diesem Gebiet sind wir völlig allein. Kein einziges Fahrzeug ist uns seit Tamanrasset begegnet, auch keine Nomaden.

Landschaftlich wird es immer reizvoller. Südlich des Oued Tadant fahren wir durch ein Labyrinth aus tief eingeschnittenen, zerklüfteten Gebirgsruinen. Gigantische Irrgärten aus Pilz- und Nadelfelsen.

Dazwischen treten immer wieder Sanddünen zum Vorschein, wir fühlen uns wie auf einem anderen Planeten. Zum Übernachten fahren wir an eine Sanddüne heran, und ich steige mit meinem Schlafsack auf den Dünenkamm und baue mein Bett. Eine herrliche Nacht. Funkelnde Sterne und überall die bizarren Felsilhouetten im Mondlicht. Ich kann mich kaum satt sehen, doch irgendwann fallen auch mir die Augen zu.

Am nächsten Morgen werde ich von Kaffeeduft geweckt. Frank hat sich die Mühe gemacht und ist mit zwei Tassen Kaffee die Düne hochgestiegen.

„Oh, heute gibt’s Kaffee zum Frühstück. Ich dachte, wir hätten nur Tee dabei.“

„Ich hab noch vier Päckchen Nescafé in der Vorratskiste gefunden.“

Der Tag beginnt ebenso entspannt, wie der Abend zuvor ausklang.

Nachdem Schlafsack und Isomatten verstaut sind, freuen wir uns schon auf die Weiterfahrt, gespannt, was diese Landschaft noch entdecken lässt.

Wir fahren durch das dünenverwehte Felslabyrinth von Tagera. Wie in einem Science-Fiction-Film! Aber tausende von steinernen Pilzen, Nadeln und Türmen, von der Größe eines Menschen bis hin zu Fernsehturmhöhe, manche so filigran geformt, dass man meint, sie würden jeden Moment abbrechen.

Fahrtechnisch ist es nicht besonders anspruchsvoll. Der Boden trägt gut, lediglich kleine Sandfelder erfordern etwas Geschick. Die Orientierung ist da schon etwas schwieriger, aber dank GPS kommen wir auch in diesem Irrgarten immer weiter nach Osten.

Nach wenigen Kilometern sehen wir im Norden einen Felsen in Form einer übergroßen Hand aufragen, fast zum Greifen nahe.

„Lass uns da mal hinfahren, nur mal näher gucken und ein paar Fotos machen“, schlage ich vor.

Frank fährt einen 90 Grad Bogen und steuert direkt auf die steinerne Hand zu. Wir sind ungefähr bis auf einen Kilometer an den Felsen heran gekommen, als wir plötzlich vor unzähligen Gräben stehen, alle drei bis fünf Meter tief, welche das Gelände in Nord-Süd-Richtung durchziehen.

Frank nimmt den erstbesten Graben und fährt hinein. Nach vielleicht 100 m wird der Graben so eng, dass mit dem Fahrzeug kein Weiterkommen möglich ist. Wir steigen aus, nehmen Fotoapparat und Wasserflasche und machen uns zu Fuß auf den restlichen Weg.

„Dreh dich mal um, wir sind noch keine Minute gelaufen und schon ist vom Auto nichts mehr zu sehen.“

„Ja, das ideale Versteck, wir hätten noch nicht mal abschließen müssen“, bejaht Frank.

Mit großen Schritten laufen wir auf den Felsen zu.

„Puh, ganz schön anstrengend in der Hitze“, stöhnt Frank, ohne jedoch im Tempo nachzulassen.

„Ja, ich glaube, wir haben uns mit der Entfernung etwas verschätzt. Wir sind bestimmt schon mehr als einen Kilometer gelaufen und der Felsen ist nicht viel näher gekommen.“

„Das sind bestimmt noch drei oder vier Kilometer.“

Die Sonne steht fast im Zenit und die Temperatur erreicht auch jetzt im November noch die 30 Grad Marke. Endlich stehen wir vor dem Felsen, der von Nahem betrachtet, bei Weitem nicht so imposant ist, wie aus der Ferne gesehen.

Wir ruhen uns kurz im Schatten aus, ich trinke den letzten Rest aus meiner Wasserflasche, und dann geht es, durch die sengende Mittagshitze, den gleichen Weg zurück.

Die Hitze macht uns beiden zu schaffen. Wortlos trotten wir nebeneinander her. Die Zunge klebt am Gaumen und ich ärgere mich, dass ich nur eine Flasche Wasser mitgenommen habe.

„Sind wir denn hier hergekommen?“, fragt Frank in die Stille hinein.

„Hast du ’n Stich, von wo den sonst?“

„Nein, ich meine, sind wir hier, in genau diesem Graben entlang gelaufen?“

„Ich glaube schon, warum?“

„Wir müssten doch jetzt schon längst bei unserem Auto sein, oder?“

„Mach dich nicht verrückt, der Toyo wird bestimmt jeden Moment auftauchen.“

Wir trotten weiter, doch sind wir hier wirklich hergekommen? Wenn wir auch nur einen Graben parallel zu „unserem“ Graben laufen, laufen wir im Abstand von zehn Metern an unserem Auto vorbei. Es kommt wie es kommen muss. Der Toyo taucht natürlich nicht auf.

„Mist, wir finden den Karren nicht mehr.“

„Ich habe es ja schon vorhin vermutet, warum hast du auch das GPS nicht mitgenommen?“

„Weil der Fels doch ganz klar zu sehen war, du hättest ja auch an den Rückweg denken können.“

Ich ärgere mich über mich selbst, erst nur eine Wasserflasche und jetzt auch noch kein GPS. Nie wieder werde ich mich, ohne GPS, in der Wüste von meinem Auto entfernen. Schatten gibt es keinen, der Durst wird von

Minute zu Minute schlimmer und das Laufen fällt von Schritt zu Schritt schwerer.

„Am Besten, wir trennen uns“, schlägt Frank vor, „es bringt ja nichts, wenn wir beide den gleichen Weg absuchen. Wer zuerst beim Auto ist, hupt.“

„Dann lass uns wenigstens mit System suchen und nicht einfach wie irr hin und her rennen.“

„Was schlägst du vor?“

„Wir gehen einfach nach Süden bis die Gräben aufhören, dann können wir sicher sein, dass wir hinter dem Toyo sind. Dann geht einer nach Ost und einer nach West. Einer von uns muss dann auf die Spuren treffen und kann diesen einfach zum Auto folgen.“

„Ja, so machen wir’s.“

Nach einer viertel Stunde verflachen die Gräben und wir trennen uns. Ich gehe nach links, also nach Osten. Es dauert nicht lange, und ich höre Frank rufen: „Burkhard, hier sind unsere Spuren.“

Mit einem Mal machen die Schritte keine Mühe mehr. Ich beginne sogar einen leichten Lauf und auch der Durst quält nicht mehr. Wenige Minuten später liegen wir erschöpft, aber wieder mit voller Wasserflasche, im Schatten des Toyotas.

„Für heute hab’ ich von Wanderungen die Schnauze voll.“

„Ich bleib’ nur noch in Sichtweite vom Auto.“

Wir fahren weiter in östliche Richtung und treffen nach ein paar Kilometer auf ein Spurenbündel, welchem wir folgen (Richtung Ost-Nord-Ost). Nach reichlichen 5 km kommen wir an eine Pistengabelung.

Wir entscheiden uns für den rechten Zweig und erreichen einen kleinen Bergsattel, von dem aus es hinein in ein sandiges Oued geht. Wir halten uns links im Oued und

folgen dem Tal weiter in nordöstliche Richtung. Dunkle Hügelketten mit leichten Sandanwehungen begleiten uns ein Stück. Vereinzelte Spuren kreuzen unseren Weg in Süd-Nord Richtung. Plötzlich sehen wir eine Staubfahne aufwirbeln und einen dunklen Geländewagen, der am Horizont auf uns zu kommt.

„Was ist das? Wer fährt hier sonst noch rum?“, fragt Frank.

„Ich will es gar nicht wissen, fahr mal hoch Richtung Nord, mal sehen, ob er uns verfolgt.“

„Ich glaube, der hat uns noch gar nicht bemerkt.“

Frank fährt einen Bogen nach Nord und gibt Gas. Ich hole das Fernglas aus dem Handschuhfach und beobachte den anderen Wagen.

„Jetzt hat er uns gesehen, er wird langsamer und bleibt jetzt stehen. Ich glaube, der wartet ab was wir machen. Fahr mal langsam weiter.“

„Und was macht er?“

„Er fährt wieder los, weicht uns nach Süden aus.“

„Interessant, der will genauso wenig jemandem begegnen wie wir.“

Wir fahren mit mehreren 100 m Abstand aneinander vorbei, sodass keine Einzelheiten, wie Personenzahl oder Fahrzeugtyp zu erkennen sind.

Am späten Nachmittag, wir haben gerade unsere Dose Ravioli auf dem Kocher stehen, hören wir ein Motorengeräusch, welches schnell lauter wird und näher auf uns zu kommt. Zum Einpacken und Verschwinden bleibt keine Zeit mehr. Und schon sehen wir, wie ein blauer Toyota Station, aus Norden kommend, über eine kleine Sanddüne mehr springt, als fährt. Der Fahrer ist genauso überrascht und macht eine Vollbremsung. Dann gibt er Gas und fährt direkt auf uns zu.

„Was will der?“, ruft Frank.

Ich greife blitzschnell nach dem Brustbeutel mit unserer Reisekasse und dem GPS, werfe beides unter unser Auto und vergrabe es mit den Füßen im Sand.

„Wenn wir ab hier zu Fuß gehen müssen, haben wir wenigstens das GPS. Mach dir keine Sorgen, ich habe von heute Mittag gelernt.“

Für mehr ist keine Zeit mehr, denn schon steht der Wagen neben uns. Ich wunder mich, denn der Wagen ist unbeladen, weder Wasser noch Sprit. Wie kommt der ohne Reserven hier hin? Wo tankt der? Und wo kommt der her?

Im Wagen sitzen zwei Männer, ihren hellblauen Tschech tief ins Gesicht gezogen, sodass nur ein kleiner Schlitz für die Augen frei bleibt. Beide haben eine Kalaschnikow neben sich liegen und vier weitere Gewehre liegen auf der Rücksitzbank.

„Was macht ihr hier?“, fragt uns der Fahrer in gutem Französisch.

„Wir sind Freunde der Sahara und besuchen unseren Freund“, antwortet Frank.

„Habt ihr Probleme?“

„Nein.“

„Tschüss.“

Dann heult der große Benzinmotor auf und der Toyota fährt in seinen eigenen Spuren zurück, die kleine Düne hinauf. Er verschwindet so plötzlich, wie er gekommen ist.

Wenige Minuten später sehen wir ihn ein zweites Mal. Diesmal gefolgt von zwei sandfarbenen Toyota Pick-ups. Der Erste scheint mit zwei 200-Liter Fässern und weiteren Kanistern auf der Ladefläche, das Versorgungsfahrzeug zu sein. Die Ladung des Zweiten ist unter einer Plane versteckt. Allerdings hält der Konvoi jetzt soviel

Abstand zu uns, dass wir auch ohne Plane keine Einzelheiten hätten erkennen können.

Am nächsten Tag wird die Strecke sandiger. Wir kommen in die Ausläufer des Erg d'Admer. Oft brauchen wir die Untersetzung für einige lange Sandpassagen, und unsere Schaufel kommt öfter zum Einsatz, als uns lieb ist. Obwohl wir schon den größten Teil unseres Dieselvorrates verfahren haben, sind wir immer noch zu schwer.

„Gib Gas, sonst schaufelst du allein“, schreie ich zu Frank, als der Landcruiser an einer sandigen Steigung droht, stecken zu bleiben.

„Das ist Vollgas, Mann, er zieht nicht mehr, der Motor bringt keine Leistung“, ist die aufgeregte Antwort von Frank, und schon stirbt das 4,2 Liter-Triebwerk ab.

„Scheiß die Wand an, was ist das denn jetzt?“

„Keine Ahnung, hat der sonst noch nie gemacht.“

„Starte mal.“

Frank dreht den Zündschlüssel um, und wie immer, erwacht sofort das Leben in unserm treuen Begleiter.

„Eindeutiger Fahrfehler“, hänsle ich, „rückwärts raus müsste es noch ohne Schaufeln klappen.“

Frank legt den Rückwärtsgang ein, und mit Vollgas geht es die kleine Düne hinunter. Und auf ein Neues. Vorwärtsgang und Gas. Und der Motor geht aus.

„Was ist das für eine Scheiße?“, ärgert sich Frank.

„Was ist die erste Bürgerpflicht? – Richtig, Ruhe bewahren.“ „Was kann das sein?“

„Das kann nichts Großes sein“, versuche ich Frank zu beruhigen, „wahrscheinlich kriegt er kein Sprit, wir können ja mal den Dieselfilter wechseln.“

„Okay.“ 20 Minuten später ist der Filter ausgetauscht und entlüftet.

„So, jetzt wird's spannend, ich dreh den Schlüssel um.“
Der Motor springt an, läuft schön gleichmäßig rund, und die Fahrt geht weiter. Doch nach acht Kilometer stehen wir wieder mit abgestorbenem Motor in einem Sandfeld. Frank guckt mich nur fragend an.

„Ich habe keine Ahnung, ich denke, er kriegt aus irgend einem Grund keinen Diesel. Der Filter kann es nicht sein, der ist gewechselt. Vielleicht haben wir bei irgendeinem Kamelgrasbüschel aufgesetzt und die Dieselleitung ist zugeedrückt. Ich weiß es nicht.“

„Dann las uns mal nachsehen.“

Frank kriecht unters Auto und verfolgt die Dieselleitung.

„Nee, hier ist alles in Ordnung, da ist nichts eingedrückt.“

„Ich probier noch mal zu starten.“

„Okay, mach mal.“ Aber diesmal springt er gar nicht an.

„Ich hab's“, freut sich Frank, „hier mein Relais in der Dieselleitung ist ganz heiß.“

„Was für ein Relais in der Dieselleitung?“, frage ich ungläubig zurück.

„Mein Diebstahlschutz, mit einem geheimen Schalter unter der Armatur kann ich die Dieselfuhr abschalten. Das Ding ist im Arsch und schaltet einfach zu. Deswegen hatte ich auch recht, als ich meinte, wir hätten keine 136 PS mehr.“

„Ja los, raus mit dem Scheißding.“

Wir sind überglücklich, die Anspannung weicht schlagartig. Wir könnten die ganze Welt umarmen.

Mit einem Seitenschneider durchtrennen wir den Dieselschlauch und schneiden das Elektroventil einfach raus. Ein Schlauchverbindungsstück rein, zwei Schlauchschellen drum, und fertig ist die kleine Reparatur.

Der Motor springt an und weiter geht's. Doch nach etwas mehr als zehn Kilometer stehen wir wieder. So über-

glücklich wir noch vor einer viertel Stunde waren, so niedergeschlagen sind wir jetzt.

„Was ist, wenn es die Einspritzpumpe ist und die ihren Geist ganz aufgibt?“

„Dann werden wir hier verrecken“, antworte ich.

„Wo sind wir hier genau?“

„Da müssen wir mal die Koordinaten aus dem GPS genau auf die Karte übertragen.“

Ich hole mein Geodreieck aus dem Handschuhfach und versuche den Standort, so genau wie es geht, auf die Karte zu übertragen. Bisher hatte ich die Standorte nur alle paar Stunden grob übertragen.

„Hier, kannst ja mal mit auf die Karte sehen. Eigentlich ist es egal, ob wir die Koordinaten genau oder weniger genau übertragen haben. Hier ist weit und breit kein Brunnen eingezeichnet, zumindest keiner, den wir zu Fuß erreichen könnten. Vorausgesetzt, wir verlassen uns auf die Angaben der Karte.“

„Dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass wir hier auf Nomaden treffen, oder besser, Nomaden auf uns treffen, auch sehr gering.“

„Würde ich so sehen. Wir haben ja auch die letzten 300 km keine Nomaden gesehen.“

„Gut, aber wir sind auch immer weiträumig um die Brunnen herumgefahren, um selbst nicht gesehen zu werden.“

„Aber wir haben ja manchmal frische Reifenspuren gesehen, die in Nord-Süd Richtung verliefen, die wir als Schmugglerspuren gedeutet haben, vielleicht kommen hier ja doch mal welche vorbei?!“

„Irgendwann kommt hier bestimmt mal jemand vorbei, wir sind ja jetzt auch hier vorbei gekommen. Aber die letzten Spuren sind schon ein paar Kilometer weit weg. Willst du dich mitten in der Wüste auf ein paar Fahr-

spuren setzten und dort warten, wobei wir noch nicht mal wissen, wie alt die Spuren sind?“

„Nein, hast ja recht.“

„Aber bevor wir uns darüber Gedanken machen, sollten wir noch mal versuchen, den Motor ans laufen zu kriegen. Ich denke, es liegt einfach an der Dieselfuhr und nicht an der Einspritzpumpe. Vielleicht an der Vorförderpumpe, die kriegen wir überbrückt.“

„Was machen wir jetzt?“

„Jetzt trennen wir die Dieselleitung an den Stellen, wo wir sie trennen können. Das ist überall dort, wo sich Übergangsstellen von dem Rohr auf den Schlauch befinden. Wenn dort kein Diesel kommt, öffnen wir die Nächste, immer so weiter, bis wir das verstopfte Stück gefunden haben.“

Frank holt die Werkzeugkiste während ich die Leitung unter dem Auto verfolge.

„Was ist das hier?“, rufe ich zu Frank.

„Was meinst du?“

„Dieser Behälter hier, da geht die Leitung, die aus dem Tank kommt rein, kommt wieder raus und geht weiter zum Motorraum.“

„Ich denke das ist der Wasserabscheider.“

„Ich habe jetzt die Leitung hinter dem Wasserabscheider abgezogen, da tropft es nur ganz wenig raus. Normal müsste es dort doch fließen!“

„Zieh mal vor dem Abscheider die Leitung ab.“

„Hab' ich, tropft auch nur.“

„Was kann das sein?“, fragt Frank.

„Wahrscheinlich sitzt an dem Ansaugrohr im Tank ein Filter, der aussieht, wie ein Kaffeesieb, und der wird von dem Dreck aus unserem geklauten Dieselfass verstopft

sein. Mach mal den Tankdeckel auf, ich versuche reinzublasen, vielleicht nützt es was.“

Frank schraubt den Tankdeckel auf und an seiner zögerlichen Bewegung erkenne ich, dass er mir nicht glaubt.

„Los, mach den Tankdeckel auf.“

„Die bei Toyota würden doch nie einen Filter in den Tank einbauen, das wäre doch der größte Quatsch.“

„Wir werden es ja sehen.“

Mit aller Kraft versuche ich, in den Schlauch zu pusten, aber es geht nicht. Ein letzter Versuch, mit aller Kraft. Dann, plötzlich löst sich etwas Pfropfenähnliches, und wir hören deutlich, wie meine Luftblasen im Tankinneren blubbern. Als ich aufhöre zu blasen, rinnt ein schöner Dieselstrahl über meinen Arm. Schnell stecke ich den Schlauch auf den Stutzen und ziehe die Schellen fest.

„Das war's. Starten und los geht's.“

Tatsächlich, der Toyo springt an und hat seine 136 PS zurück. Das Fahren macht Spaß, wir sind gut gelaunt, man kann fast sagen, euphorisch.

Nach 18 km ist die Fahrt beendet, wieder setzt der Motor aus. Doch diesmal wissen wir, was zu tun ist: Tankdeckel auf, Schlauch abziehen, reinpusten, Schlauch aufstecken, Tankdeckel zu, starten. Das Spiel wiederholt sich alle 15 bis 20 km. Wir schaffen es, den Bewegungsablauf soweit zu rationalisieren, dass ein Stopp nicht länger als 24 Sekunden dauert.

(Normalerweise kann man den Tankgeber mit der Saugleitung und dem Siebfilter von oben aus dem Tank schrauben. Doch bei unserem Toyo ist das nicht mehr möglich, weil darauf eine Holzplatte liegt, an der die Zurrösen für die Zargeskisten verschraubt sind.)

Wie geplant, kommen wir nach vier Tagen in Djanet an. Für die Zöllner ist völlig klar, dass wir aus Bilma zurück kommen und die Stempel sind schnell und ohne Diskussion in unsere Pässe gedrückt.

Auf dem Campingplatz des Hotel Zeriba bauen wir nachts den Tank aus und entfernen das Siebchen. Nach etwas mehr als vier Stunden ist der Tank wieder eingebaut und der Toyota steht startklar auf dem Parkplatz. Ab jetzt geht es nur noch über Teerstraßen in Richtung Norden.

Über den Autor:

Burkhard Koch, 1965 in Siegen geboren, verheiratet, eine Tochter, keine Religion, keinen Beruf, keine Wohnung.

Gereist ist er schon immer gern, ob mit Fahrrad oder Geländewagen.

Mit 20 Jahren entstand, gemeinsam mit seiner Frau Sabine, der Traum, zeitlich unabhängig zu sein und mit einem Expeditionsmobil für unbestimmte Zeit auf allen Kontinenten unterwegs sein zu können.

Um den Traum zu verwirklichen, wurde jahrelang hart gearbeitet, die Ausgaben reduziert und das Geld in Aktien investiert. Fleiß und Risikobereitschaft zahlten sich aus, mit 33 Jahren, viel früher als erwartet, waren sie finanziell und damit zeitlich unabhängig und die Verwirklichung des Traumes konnte beginnen.

Als ihre Tochter die elterliche Wohnung verlies, um ihr Studium zu starten, wurde die Wohnung aufgelöst und seit nun mehr vier Jahren leben seine Frau und er ihren Traum.

Unter www.pistenkuh.de veröffentlichen Burkhard und Sabine Koch ihre Reiseerlebnisse.